Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 4 — Leipzig, den 27. Januar — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Gottesglück — Vom Gegner lernen — In Sachen der Ritschlschen Theologie (Schluß) — Das Wesen der ultramontanen Gefahr: 1 — Innere Schwierigkeiten in der armenischen Kirche — Der Dreyfusprozeß in Frankreich — Das Christentum bloß individuell oder auch politisch? — Verschiedenes: Die jüngsten und die ältesten Verbrecher — Anzeigen

Gottesglück

So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten! Lukas 11, 13.

Als ich ein Kind war — oder, ich wills gleich offen sagen: es ist noch gar nicht lange her — da hats mir bei diesem Herrnwort immer einen Ruck gegeben. Wenigstens an der Stelle, wo es plötzlich heißt: den heiligen Geist. Plötzlich — denn ich dachte immer, es müßte nun etwas gar Andres, etwas besonders Schönes kommen. Aber: der heilige Geist! Wenn das Wetten nicht eine Unsitte wär, möcht ich wetten, daß dir in der Christenheit unter Hundert kaum Einer sagen kann, was das ist: der heilige Geist, und was das hier soll. Sagte erst vor wenig Tagen ein lieber Mensch zu mir: Denkst du, ich weiß, was der heilige Geist ist? — Ich wußts ja auch noch nicht lange; warum sollt ich mich wundern! Und doch ists schier wunderbar, nicht? Aber wenns so steht, so muß doch das Herrnwort, das so verheißungsprächtig anhebt, für gar Viele einen hohlen Klang geben!

Sehen wirs doch noch einmal näher an. „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben“ — jetzt kommt etwas ganz Gewaltiges. Sicher meints auch der Herr so. Denn so viel der gute Gott höher ist als arge Menschenkinder, so viel höher und prächtiger ist das, was er den bittenden Kindern giebt, als armselige Menschengabe. Aber was heißt „heiliger Geist“? — Nun, mag es einmal heißen, was es will — das kann auch ein Heide sehen: Jesus der Herr spricht hier vom seligsten Glück. Wollen wir einmal in unsern Spruch für „heiligen Geist“ Gottesglück einsetzen?

— — Wie viel mehr wird der Vater im Himmel Gottesglück geben denen, die ihn bitten!

Ja aber —

Ich weiß schon; du willst fragen: Was ist denn aber Gottesglück? Ich werd mich hüten, dirs zu sagen. Kanns auch nicht. Hast du je gehört, daß einer sein Glück hat beschreiben können? Jedes Menschenkind, das ein echtes Glück hat, ist „unaussprechlich“ glücklich. Hast du das nie gemerkt oder selbst erfahren?

Und was nun der langen Rede kurzer Sinn ist? — Du sollst überall, wo dir das Wort heiliger Geist begegnet, daran denken, daß dahinter das stille ernste Glück des Menschensohnes steht, das auch du haben kannst, wenn du willst und ernstlich darum bittest.

Labes

Vom Gegner lernen

Vom Gegner zu lernen ist eine Kunst, die wir Christen recht schlecht verstehen. Sagt Jemand etwas gegen das Christentum, so schelten, richten, verdammen wir, statt uns das Wahre daraus anzunehmen und durch um so treueres Christsein den Beweis für unsre Sache zu führen.

Die Frankfurter Zeitung sagte in ihrem ersten Blatt vom Jahre 1898 Folgendes*):

> Der Kampf ums Dasein ist immer heftiger geworden und hat heute Formen von einer Schärfe angenommen, die man früher kaum ahnte. Eigentlich sollte das Wunder nehmen. Das Leitmotiv der christlichen Lehre ist doch der Satz: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Wenn man diesem schönen Worte nur ein wenig folgt, so lassen sich die meisten Mißstände leicht und rasch beseitigen. Indessen finden wir Jammer auf Schritt und Tritt. Es muß also doch wohl, obzwar die Matrikeln der Kulturländer so und so viel Millionen Menschen christlicher Konfession aufzählen, sehr wenig „Christen“ geben. Freilich, wenn man dem, was auf der Oberfläche liegt, Zutrauen schenkt und nicht in die Tiefe blickt, wenn man z. B. den Zeitungen glaubt, die — besonders während der Tage von Weihnachten bis Neujahr — nicht genug in Ausbrüchen pseudo-christlichen Gefühls schwelgen können, dann muß man allerdings zu der Ansicht kommen, daß die Welt ungeheuer fromm ist.
>
> Es ist aber nicht wahr. Seit dem Ende der siebziger Jahre geht man zwar wieder fleißiger in die Kirchen, es werden mehr kirchliche Trauungen geschlossen und was dergleichen mehr ist, aber die Neigung, denen entgegenzukommen, die da mühsam und beladen sind, hat im allgemeinen trotz einiger Schwankungen zum Bessern, die man beobachten konnte, wenig zugenommen, vielleicht gar nicht. Der Zauber der „Nächstenliebe“ hat versagt, er versagt immer mehr . . . .

Weil nun das Motiv der Nächstenliebe versagt, soll der realistisch geschulte Verstand helfen.

> Der Mensch, der einmal klar erkannt hat, daß Stehlen ein Attentat auf den Bestand der Gesellschaft ist, daß diese zu Grunde gehen muß, wenn es allgemein geübt wird, der wird auch Versuchungen widerstehen — ihn hat die Gesellschaft nicht zu fürchten. . . . .
>
> Es muß als eisernes Inventar in den öffentlichen Geist aufgenommen werden: Stetig wächst die Zahl der wirtschaftlich Abhängigen; mit ihnen ist das Wohl des Ganzen aufs innigste verknüpft; also ist es die dringendste Aufgabe, ihnen ein angenehmes Los zu bereiten. Und wer diesen Gesichtspunkten folgt, der handelt wahrlich nicht nach dem Prinzip der Nächstenliebe in altem Verstande. Er handelt sehr selbstisch. Denn es ist doch klar, daß auch der Einzelne nur gedeiht, wenn das Ganze sich aufwärts bewegt, und daß der Einzelne nicht froh sein kann, wenn das Ganze abwärts geht. Nur wer so tief steht, daß er sagt: Après nous le déluge, wird sich der Anerkennung dieser Schlüsse entziehen können.

Viele Christen sind solchen Ausführungen gegenüber schnell bei der Hand mit dem Urteil: Unsinn. Es ist aber einfach richtig, daß in unserm Wirtschaftsleben Erkenntnisse des rechnenden Verstandes oft segensreicher wirken, als moralische Motive. Sieht der Fabrikant ein, daß es sein Vorteil ist, die Arbeiter besser zu stellen, so ist das in vielem Betracht eine bessere Grundlage der Regelung ihres Lohnverhältnisses, als das

*) Der Artikel begann und schloß einigermaßen frivol. Er begann: „Und Gott sahe, daß es gut war. Mag sein. Jedenfalls ist es nach dem berühmten Diner, das Adam und Eva einnahmen, schlecht geworden.“ Und er schloß: „Am Neujahrsmorgen pflegt die Mehrheit der erwachsenen Kulturmenschen mit einem Katzenjammer aufzuwachen. Arbeiten wir, damit wir u. s. w.“ — Wenn das nicht nach unserm Geschmack ist, so verlieren die Wahrheiten, die uns zwischen diesen Sätzen gesagt werden, dadurch nicht das Geringste an ihrem Schwergewicht.

humanste Wohlwollen. Er wird, wenn sein Exempel richtig ist, darin viel mehr Nachfolge finden, als der aus Nächstenliebe opfernde Menschenfreund. Unser ganzes Zusammenleben mit den Andern ist von altruistischen Erwägungen durchzogen; ohne jeden Aufwand moralischer Kraft handeln wir gut und recht auf Grund bewußter oder unbewußter Erfahrung von dem, was in dieser Gesellschaft nützlich ist und was nicht.

Die moralischen Motive kommen erst dann recht in Thätigkeit, wenn die selbstische Vernunft mit ihnen in Widerspruch gerät. Die Nächstenliebe regt sich in dem Maße, als es in unserm vermeintlichen Vorteil stünde, den Nächsten zu schädigen, zu kränken, zu unterdrücken. Nun wäre es aber gegenüber Ausführungen wie den obigen unangebracht, eine Verteidigung der Nächstenliebe anzuheben. Ihrer Idee ist ja alle Ehre angethan. Es wird ja gar nicht der Versuch gemacht, sie durch eine höhere moralische Forderung zu überbieten. Es wird nur gesagt, daß sie bankerott gemacht habe, daß die Christen nicht darnach handelten, daß die Welt unter ihrer Geltung nicht besser, sondern schlechter geworden sei.

Darauf läßt sich nur antworten: Erstens, wie weit die neue selbstsüchtig-verständige Sittlichkeit den natürlichen Drang nach unbegrenzter Geltendmachung des eignen Vorteils mehr als bisher soll bändigen können, ist nicht zu ersehen. Es scheint bedenklich, die Menschheit dieser vagen Aussicht zu liebe auch nur um ein moralisches Motiv ärmer zu machen.

Zweitens aber: Worte können da nicht widerlegen. Die Christenheit hat den Vorwurf hinzunehmen ohne Deklamationen und Remonstrationen, als wohl verdient, und hat unter den Zeichen der Zeit, d. i. unter derlei Vorwürfen sich zusammenzuraffen zu dem Thatbeweis, daß die Idee der Nächstenliebe in ihr lebt und nicht am Ende, sondern am Anfang ihrer Wirkung steht. Durch solche Antwort werden wir auch die Edleren unter unsern Feinden mit uns zufrieden machen. R

In Sachen der Ritschlschen Theologie

2

Das Eckesche Buch ist ein erster Vorbote für einen Wandel der Behandlung der Ritschlschen Theologie von seiten ihrer Gegner. Ecke hat es einmal mit dem Vertrauen versucht, und alsbald hat sich Vieles für ihn in einem ganz andern Licht gezeigt, als seine Gesinnungsgenossen es wahrnehmen. Er denkt nicht daran, unter die Ritschlianer zu gehen, aber er hat im wesentlichen Ritschl richtig würdigen gelernt und fordert seine Freunde, die „positiven" Theologen ernstlich auf, sich nicht in Vorurteilen zu verhärten und den fördersamen Einwirkungen, die sie von Ritschls Methode mit empfangen könnten, zu verschließen. Er sieht in der Ritschlschen Theologie vor allem eine „erfolgreiche Bekämpfung des spekulativen Rationalismus," und in einer Reihe von Punkten zeigt er durchaus zutreffend den Abstand der Ritschlschen Auffassung des Christentums von der „liberalen," die er an Biedermann und Pfleiderer illustrirt. Die prinzipielle Bedeutung der Theologie des Göttinger Meisters und die Grundlage für eine fruchtbare Diskussion zwischen ihren gegenwärtigen Vertretern und seinen eignen Richtungsgenossen findet er in den Gesichtspunkten, die jener für die methodische Behandlung der Dogmatik aufgestellt habe. Er formulirt diese, wie folgt:

1. Quelle und Norm für die Dogmatik ist das Bekenntnis der ersten christlichen Gemeinde. (Biblischer Gesichtspunkt.)
2. Der Maßstab für die Gruppirung des biblischen Stoffs ist die Person Christi. (Christozentrischer Gesichtspunkt.)
3. Die theologische Erkenntnis ist ihrem innersten Wesen nach Heilserkenntnis. (Praktisch-theologischer Gesichtspunkt.)

Indem er eine Reihe der wichtigsten dogmatischen Fragen ins Auge faßt, nämlich die Lehre von der Sünde, vom Werke Christi, von der Gottheit Christi, vom Heiligen Geist, vom Gebet, konstatirt er dann in konkreter Weise die Resultate, die Ritschl kraft seiner Methode gewonnen habe, und ferner die Gedanken, die seine Schüler, sei es in Anwendung eben derselben, sei es vielmehr unter Abschwenken von ihr in der einen oder andern Beziehung, bisher an den Tag gelegt haben. Er sieht bei Ritschl

selbst durchweg „große Schranken" in den Einzelergebnissen, doch nirgends bloße Irrtümer, sondern überall auch sehr glückliche Ansätze oder Teilerkenntnisse. Bei Ritschls Schülern findet er umgekehrt großenteils „beachtenswerte Versuche zu einer Umgestaltung der Theologie Ritschls in Annäherung an das unverkürzte biblisch-reformatorische Bekenntnis." Ich kann und will hier nicht ins Detail eingehen. Die große Gerechtigkeit, die Ecke übt, ohne seinen eignen Standpunkt irgendwo zu verleugnen, verpflichtet alle die, die er bespricht, zu Dank. Ecke hat es sich nicht verdrießen lassen, den Aeußerungen der Ritschlianer so vollständig wie möglich, zumal auch solchen, die sich viel zerstreut in verschiednen Zeitschriften finden, nachzugehen. Bei Ritschl selbst hat er sorgfältig die Entwicklung verfolgt, die sich an den verschiednen Auflagen seines Hauptwerks und in den nebenhergehenden kleinern Arbeiten erkennen läßt.

Ich habe eine Anzahl der Besprechungen, die Eckes Buch in den positiven Blättern gewidmet sind, gelesen. Man findet, daß es die Sachlage viel zu optimistisch schildere. Wie fest viele Mißverständnisse sitzen! Zuweilen kommt man über einen unglücklichen Ausdruck Ritschls nicht hinweg. Am ernstlichsten ist die Wiederholung der alten Anklage zu nehmen, daß das Religiöse bei Ritschl zu sehr in einem „Hintergrunde" bleibe, der es wirkungslos mache. Mir scheint doch, daß man Eckes Buch nicht ganz beiseite zu schieben gewillt ist, daß seine Darlegungen bis zu einem gewissen Grade ihres Eindrucks nicht verfehlt haben. Aber man meint, viel helfen werde das Buch zur Sanirung der Verhältnisse nicht. Von seiten der Ritschlianer habe und werde Ecke „viel Höfliches zu hören bekommen," aber es sei schon jetzt klar, daß sie „um den geforderten Preis" — Ecke verlangt schließlich besonders in Bezug auf den Charakter der Bibel ein Hinausschreiten über Ritschls Schranken — nicht zu haben seien.

Natürlich kann nicht von heut auf morgen um des Eckeschen Buches willen Alles oder Vieles anders werden. Gut Ding will Weile haben, und ich verstehe doch Ecke auch so, daß er eben eine Diskussion in die Wege leiten will. Wer einen Eindruck davon hat, daß wirklich endlich einmal wieder die Parole der „Sammlung" am Platze sei: nicht die der gegenseitigen „Konzessionen" — die kennt die Wissenschaft nicht —, wohl aber der Besinnung lieber auf das Einigende, als auf das Trennende, der wird sich freuen, daß Ecke das Buch hinauszusenden gewagt hat, und auch nicht zweifeln, daß noch viele innere Verständigung möglich ist, wenn man auf keiner Seite mehr bloß ans „Verurteilen" denkt. Für Eckes Buch lediglich mit „Höflichkeit" zu quittiren, sind wohl nur Wenige auf unsrer Seite geneigt. Im Gegenteil, wir sind gewiß größtenteils gewillt, eine Zusprache, die als ebenso freimütig, wie sachkundig, wie vertrauensvoll sich erweist, auf uns wirken zu lassen und die uns vorgelegten Desiderien zu prüfen.

Der Rezensent in der Luthardtschen Kirchenzeitung ist, wie besonders der Schluß zeigt, nicht übelwollend und auch nicht ganz verständnislos für Ritschl. Ihn beschäftigt auch zumal die Position der Vertreter der „Ritschlschen Schule." Die letztere vergegenwärtigt er sich kaum zutreffend. Er konstatirt mit Ecke, der auch darin richtig gesehen hat, zur Zeit zwei Strömungen unter den Ritschlianern, besser gesagt, den Theologen, die von Ritschl angeregt oder ausgegangen sind. Die ältern, „konservativen" unter ihnen sieht er augenblicklich in der peinlichen Lage aller „Halben." Die „Bedeutendern" unter ihnen sind, wie er meint, alle aus kirchlich positiven, ja direkt konfessionellen Kreisen hervorgegangen und haben sich ein gutes Stück ihres alten „Erbes" bewahrt; sie haben sich durch Ritschl eben nicht völlig kaptiviren lassen, sich zum Teil vielmehr gegen die Konsequenzen des Meisters gesträubt:

> Mit leidenschaftlichem Schmerze sieht diese Rechte, wie eine nichts weniger als konservative Jugend ihre positiven Erbstücke gleichmütig in Trümmer schlägt. Da wollen sie, die Konservativeren, nicht mitthun, aber zurück können sie auch nicht, wenigstens findet diesen Weg nur hie und da ein Einzelner.

Daß wir Aeltern — die Jüngern kenne ich durchweg nicht näher — vom Elternhause und von der Universität her unter „positiven" Eindrücken gestanden haben, scheint mir richtig. Aber

die Diagnose, die unsrer dermaligen Haltung gestellt wird, ist dennoch nicht annehmbar. Wie erklärt es sich der werte Rezensent doch, daß wir überhaupt so bedeutsam von Ritschl affizirt werden konnten? Ich habe in voriger Nummer eine Erklärung angedeutet. Wie es meinen vermittlungstheologischen Lehrern nicht gelang, mich nach ihrem Bilde zu gestalten, so fanden auch Hofmann, Frank, Luthardt zu vielen ihrer Schüler keinen vollen Zugang. Sie konnten mindestens ihr eignes Pathos vielen von denen, die geistig kräftig genug veranlagt waren, um lebhafte individuelle theologische Bedürfnisse an ihren Unterricht mit heranzubringen, nicht vermitteln; sie konnten es nicht verhindern, daß die Schranken, die ihrer Lehrweise, ihren Fragstellungen, ihrer Art, die Dinge zu zeigen und zu begründen, anhafteten, mehr zur Empfindung gelangten als das, was sie wirklich Bedeutsames boten. Jede Richtung in der Theologie ist das Kind einer bestimmten Epoche, unsre moderne konfessionelle Theologie so gut wie die Vermittlungstheologie, wie auch der Ritschlianismus. Das bedeutet nicht, daß sie nur temporäre Bedeutung hätten, oder daß ihre „Zeit“ einfach abgelaufen wäre, wenn eine neue Richtung emporstrebt. Die konfessionelle Theologie, für die doch der Rezensent der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung in erster Linie das Wort führt, hat gar nicht daran gedacht „abzudanken,“ als der Ritschlianismus gerade ihr so viele Zeugnisse brachte, daß sie regsamen Geistern nicht mehr Genüge zu thun wisse. So auch ist es uns Ritschlianern nicht besonders wehleidig, daß schon eine jüngere Generation da ist, die offenbar bei Ritschl ihre Rechnung nicht mehr findet, ohne doch einem andern der vorhandnen Führer sich anschließen zu können und zu wollen, auch ohne vor der Hand unter sich einen durch Originalität kräftiger hervorragenden Mann gefunden zu haben. Wir nehmen von der „neuesten“ Richtung ruhig und willig Kenntnis, um uns klar zu werden, was sie von uns trennt, und zumal, wo wir vielleicht unvermerkt „einseitig“ geworden sind. Wir werden diesen jüngern Männern keine Steine nachwerfen; wir werden uns auch nicht allzusehr von ihnen imponiren lassen, sondern meinen wenigstens zunächst, noch recht viel gegen sie aufbringen zu können. Also wir werden ihnen in Ehren Fehde ansagen oder die gleiche Ansage ihrerseits annehmen. Wo soviel lebendiges persönliches Interesse an den theologischen Problemen vorhanden ist, wie bei ihnen, soviel unverfälschter Wahrheitssinn gepaart mit energischem Fleiße, da dürfen wir auch glauben, daß Gott schließlich gute Früchte für seine Kirche wird gedeihen lassen.

Der Rezensent bei Luthardt meint, in diesen jüngern „Ritschlianern“ die eigentlich genuinen Schüler Ritschls sehen zu sollen. Ecke urteilt richtiger, wenn er in ihnen höchstens einen Nebentrieb sieht. Z. B. Tröltsch hat es ja auch kein Hehl, hebt es vielmehr selbst hervor, daß er längst „hinter Ritschl zurückgegangen“ sei, nämlich wie er meint zu Schleiermacher. Seine Altersgenossen werden überhaupt durchweg ein geringes Interesse dafür bezeugen, mit ihrer Theologie von Ritschl oder einem seiner ältern Schüler abgeleitet zu werden. Man kann sie kaum anders Ritschlianer nennen, als Herrmann und ich, die wir von Halle ausgegangen sind, uns noch Vermittlungstheologen nennen dürften, Gottschick einen Erlanger Lutheraner, Scholz einen Herrnhuter u. s. w. Gewiß sind Residuen von Ritschl bei Tröltsch, Johannes Weiß u. a. vorhanden, aber das Zentrum ihrer Interessen, die Methode ihres Denkens, die Leitmotive ihres Forschens stammen nicht von Ritschl. So wird der Name „Ritschlianer“, sei es als Ehren-, sei es als Scheltname, wohl geschichtlich an uns Aeltern haften bleiben. Was uns von den „Jüngern“ trennt, ist, ganz im allgemeinen angesehen, ihr Bedürfnis, „modern“ zu sein. Gewiß wollen auch wir nicht hinter der Zeit zurückbleiben; aber es giebt viele Weisen, sich lebendig in die Zeit hineinzustellen, z. B. auch die, daß man in ihr das vertritt, was ihr fehlt. Wir glauben nicht, daß es das Richtige ist, uns einfach von der „Zeit“ und der allgemeinen Wissenschaft sagen zu lassen, wie man das Christentum zu behandeln habe, von ihr uns mitteilen zu lassen, was vom Christentum sie brauchen „könne,“ unter welchen Formen sie es anerkennen „wolle.“ Das Christentum ist ein eigentümliches, knorriges Gewächs, das freilich sich noch auf

jedem Zeitboden akklimatisirt hat, aber indem es den Boden sich zubereitet. Wenn etwas noch eine geistig religiöse Kraft des römischen Katholizismus ist, so ist es dies, daß er dem „modernen Bewußtsein“ einen entschlossenen Trotz entgegensetzt und für Kompromisse in der Auffassung des Christentums nicht zu haben ist. Auch den Kindern der Reformation, ja ihnen mit ganz anderm Recht, geziemt es, zwar nicht die Wissenschaft zu verachten, aber ihr zu zeigen, daß das Christentum eine Größe von besondrer Art ist, die daher auch nach besondrer Methode zu prüfen ist.

Es ist merkwürdig, uns Aeltere hat Ritschl sehr wesentlich konservativer gemacht, als wir waren. Das ist darin begründet gewesen, daß er uns das Christentum in seiner herben Strenge erkennen ließ und uns den Respekt vor allerhand Bedürfnissen der Zeit, wie sie damals war, allerhand Neigungen zur Versöhnung und Ausgleichung mit der „Wissenschaft“ benahm. Er hat uns einfach vor die eigentliche Erkenntnisquelle für das Wesen des Christentums, die Person Christi als Objekt des Glaubens, gestellt und zugleich vor die Helden im Streite um das Christusverständnis, Luther voran. Indem wir seiner Weisung gefolgt sind, sind wir zum Teil auch über ihn hinausgegangen, „weiter nach rechts“ gekommen als er. Das sind nicht die wiederaufgelebten Reminiszenzen an unsre frühere Schule gewesen. Der Rezensent bei Luthardt erklärt sich die Entwicklung unsrer Theologie psychologisch-genetisch wirklich etwas zu schmeichelhaft für die „alten“ Richtungen. Wir empfinden uns auch in dem, worin wir „positiver“ geworden sind als unser guter alter Meister, doch gerade als seine Schüler. Er hat uns seine Meister nicht verborgen, und bei diesen haben wir auch ein Mehreres gelernt, als was er unmittelbar bieten konnte.

3

Ich bleibe bei Ritschls eigentümlichem Supranaturalismus noch etwas länger stehen. Es gehört zu den Vorzügen des Eckeschen Buches, daß der Supranaturalismus darin in den Vordergrund gerückt und sehr gut gewürdigt ist. Ecke erkennt die Bedeutung, die es hat, daß Ritschl alle seine Gedanken im Prinzip aus einer Offenbarung ableitet und sich mit Bezug hierauf als uninteressirt — nicht für die Einheitlichkeit der Weltanschauung (die kann von Niemand entbehrt werden) — wohl aber für eine spekulative Ableitung der Glaubensgedanken erweist. Zwar sei Ritschl sich darin nicht immer treu geblieben. In einem besondern Abschnitt über „Fremdartige Elemente in Ritschls Theologie“ bespricht Ecke jene Ausführungen von ihm, die doch auf partielle Sympathien mit einer philosophischen Rechtfertigung des Glaubens deuten, und die in seiner Verehrung für Lotze ihre Wurzel hätten. Seine Schüler, hier allen voran und am klarsten Herrmann, seien ihm da entgegengetreten und hätten ihm auch wieder Konzessionen abgewonnen. Seine „Schüler“ seien da also bessere Ritschlianer als Ritschl und hüteten einen Vorzug seiner Theologie mit Erfolg wider seine eignen Unsicherheiten. Doch habe nun Ritschl gerade auch mit jenen Gedanken, die sich wie ein nicht ganz überlegter, für ihn jedenfalls nicht notwendiger Tribut an den „spekulativen Rationalismus,“ letztlich an den ihm doch eigentlich besonders antipathischen Hegel darstellten, Schüler erzeugt. Ecke ist geneigt, hier die Genesis der „liberalen“ Jungritschlianer (man lasse die Bezeichnung in der Kürze gelten) zu erkennen. Besonders Tröltsch scheint ihm hier durch Ritschl zu der Behandlung der Grundlegung des theologischen Systems angeregt zu sein, die ihn in Widerspruch gebracht hat mit Herrmann und vor der Oeffentlichkeit besonders mit Kaftan. In der That ist Tröltsch als Systematiker unverkennbar in erster Linie apologetisch interessirt. Aber ich bezweifle, daß er dabei in irgend welchem erheblichen Maße von jenen „inkonsequenten“ Ideen, auf die Ritschl sich eingelassen hat, abhängt. Vielmehr ist er dabei bloß seinen ältern philosophischen Lehrern treu geblieben, und sein Verhältnis zu Ritschl erklärt sich für mich wesentlich unter dem Gesichtspunkt, daß Ritschl in Hinsicht auf die Fundamentirung des christlichen Lehrsystems den Fragen, die Jener im stillen mit sich trug, eine zu geringe Achtsamkeit, weil im Grunde kein Interesse entgegenbrachte. Ritschl hat sich, das hat Ecke durchaus richtig beobachtet, gegen alle Probleme

der Apologetik spröde verhalten, ich meine spröder als berechtigt ist. Auch diese Probleme wollen nicht nur nebenher erledigt werden, auch für sie reicht eine bloße, wenn auch noch so anschaulich präzisirte Antithese gegen einen Irrtum nicht aus; Ritschl aber bewegt sich für gewöhnlich einfach in dem Gedanken der Offenbarung, und zwar unter dem Eindruck, daß eine Offenbarung einen Beweis für ihren Inhalt weder verlange noch auch ertrage. Ich habe von Julius Müllers Kolleg her immer den Satz im Ohr behalten: „Was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart?" Also eine „Offenbarung" zeigt etwas, was neu ist und doch zugleich sich unmittelbar in eben der „Offenbarung" als Realität darthut. Ritschls Behandlung der Person Jesu trug für mich von allem Anfang an, wo ich sie kennen lernte, etwas an sich, was mir evident machte, daß Christus eine Offenbarung des sonst nicht bekannten, in seiner Person aber als die Wirklichkeit der Sache erwiesenen Wesens Gottes sei. Ich habe gegen Ritschls Ausführung der Christologie längst Vieles auf dem Herzen. Aber das ist bei mir unvergessen, daß ich durch ihn im Blicke auf Christus etwas von Gott sehen lernte. Und bedarf es nun für den Glauben mehr, als daß man Gott „sehen" kann?

Daß ich mich hier jedoch nicht auf eine Bahn bringen lasse, die nicht die richtige wäre! Die Frage ist vielmehr umgekehrt zu stellen: Kann der Glaube wohl mit weniger bestehen, als daß man Gott gesehen hat? Kann er sich aufrecht erhalten, wenn man ihn nicht immer wieder sehen kann? Es ist kaum Jemandem gegeben, seines Glaubens zu jeder Zeit gleich sicher zu sein; der Glaube schwankt und kann Einem auch abhanden kommen, wie ist er dann von neuem zu begründen? Wie ist er Zweifeln gegenüber zu beleben? Angesichts dieser Frage teilen sich die Wege der Theologen. Hier zeigt sich die Bedeutung der Apologetik. Aber über die Wege, die diese einzuschlagen hat, ist um deswillen Streit, weil man sich über jene Vorfrage nicht einig ist, die Frage, wovon der Glaube überhaupt lebt. Ritschl ist zweifellos der Meinung gewesen, daß der Glaube nur davon lebe, daß man an der geschichtlichen Person Jesu die Offenbarungsmerkmale erkannt habe und imstande sei, dem Johannes wie aus eignem Erlebnis nachzusprechen, was er im Evangelium 1, 14 von sich und den andern Jüngern bezeugt. Tröltsch und Andre sind der Meinung, daß eine innere psychologische Regung, die gewiß mit Gott zusammenhänge, doch aber letztlich natürlich bedingt sei und auf der geschichtlichen Höhe der Geistesentwicklung wie von selbst auftauche, eine Gemütsaffektion — Tröltsch nennts eine Intuition —, die wohl im Zusammenhange mit Christus zuerst deutlich geworden, dennoch aber von ihm, d. h. von der Art seiner Person, nicht eigentlich abhängig sei, den tragenden Grund des Glaubens darstelle. Es ist klar, was der Unterschied bedeutet. Ritschl und wir „alten" Ritschlianer sehen im Christentum oder in der Möglichkeit, christlichen Gottesglauben zu hegen, einen Faktor wirksam, der „von außen" in die Geschichte hineingetreten ist, nicht latentermaßen sich durch die ganze Religionsgeschichte hindurchzieht und im Christentum nur völlig „deutlich" wird, hier im Bewußtsein der Menschen an das helle Tageslicht tritt, sondern der vorher nicht oder (im Alten Testament) noch unter mancherlei Zurückhaltung sich geltend gemacht hat. Wir sehen in Christus eine eigentümliche und eine eigentlich supranaturale Manifestation Gottes. Tröltsch und Andre sehen in ihm den Genius, der klar auszusprechen und ungebrochen vorzuleben wußte, was in aller Religionsgeschichte das gleiche Motiv oder Geheimnis sei. Tröltsch giebt sich ausdrücklich Mühe, der Erscheinung Jesu einen bleibenden persönlichen Wert für uns abzugewinnen; er hat ein Auge dafür, daß die Reduktion der Bedeutung Jesu auf eine Idee, ein „Prinzip" als unthunlich erwiesen sei. Richtiger gesagt, er begreift, welch packende Kraft eine Person für die Gemüter besitzt im Unterschiede von einem bloßen Prinzip, so reich es heißen möchte. So will er der christlichen Gemeinde die Predigt von der Person Christi, seiner geschichtlichen Art erhalten. Er weiß das Mittel zur Entfachung der Begeisterung für das Christentum, das darin liegt, daß es solch einen einsam Großen an der Spitze seiner Geschichte stehen hat, zu würdigen. Aber das thut unsers Erachtens der Sache noch lange nicht genug. Es ist gewiß unendlich wertvoll für die Monarchie, wenn sie durch eine Persönlichkeit, wie sie der alte Kaiser war, repräsentirt ist, wenn man mit dem Hinweis auf den Monarchen, der sie verkörpert, für sie werben mag. Aber die Bedeutung der Monarchie ist doch noch zu unterscheiden von der Person des Monarchen. Wir meinen, die Bedeutung des Christentums, alle Kraft, aller ideelle Zusammenhalt seines Glaubens ruhe in der Person seines Stifters als solcher, diese Person belebe nicht nur das Interesse für ihre Sache, das doch begrifflich in sich gesichert und als Wahrheit erwiesen sei, sondern ermögliche es erst, gebe ihm erst seine Wahrheit, seine Existenz und sein Recht. Bei solchem Gegensatz in der Anschauung von der Grundlage des Glaubens sind natürlich die Vorstellungen von dem Wege, den die Apologetik einschlagen müsse, sehr verschieden. Ich für mein Teil meine, es sei die oberste und vorerst einzige Aufgabe der Apologetik, zu beweisen, daß Christus wirklich eine oder „die" Offenbarung ist, daß er so, wie der Glaube seiner Gemeinde sich ihn vergegenwärtigt — Bild und Erscheinung Gottes — nicht als ein Wunschwesen, als Erzeugnis bloß unsrer Phantasie oder unsers bangen, sich letztlich gern täuschenden Herzens entlarvt werden könne.

Mir scheint, daß Ritschl selbst hier der Theologie noch eine Aufgabe zurückgelassen habe, deren Nichterkenntnis oder Nichterfüllung sich unter anderm darin gerächt hat, daß sein ganzer Standpunkt einem Teil seiner persönlichen Schüler unsicher geworden ist. Daß Tröltsch eine Philosophie der allgemeinen Religionsgeschichte als Apologie des Christentums bieten will, ist mir relativ durchaus nicht unsympathisch. Es ist das immer noch ein Versuch von viel mehr Verheißung dafür, daß das Christentum in seiner doch nun einmal geschichtlich gegebnen Art nicht vergewaltigt werde, indem es „apologisirt" wird, als die alte Methode der abstrakt begrifflichen Spekulation. Ich möchte auch glauben, daß Tröltsch bei ernstlicher Ueberlegung des nicht sowohl zu produzirenden, sondern vorhandnen, also vorab in seiner Eigenart lediglich zu beobachtenden Christentums sich überzeugen werde, daß es überhaupt nie existirt hat als auf Grund der Ueberzeugung von einer supranaturalen Aktion Gottes, einer Menschwerdung Gottes. Die Kirchengeschichte muß wahrlich noch erst einen Bruch erleben, wie er noch nie da war, wenn dieser Supranaturalismus aus dem Glauben ausgefegt werden soll. Der Gott Jesu Christi ist durch und durch ein überweltlicher. Wenn er sich nicht „zeigte," sich nicht in unsrer Geschichte uns in den Weg stellte, wir würden ihn nicht von fern ahnen. Seine Wirklichkeit ist so wunderbar, daß nichts bloß von uns aus auf sie führen würde. Man hat sich noch nicht klar gemacht, wer der ist, den wir Gott nennen, wenn man es meint glauben zu können, daß er sich natürlichermaßen in unserm Innern „spiegle." Ich verstehe Tröltsch so, daß das Letztere seine Meinung sei. Meine, vielmehr die Gegenthese der ganzen geschichtlichen Christenheit, wenn man ihre Heroen, ihre Genien fragt, ist die, daß Gott sich nur in Christo „spiegle," nur hier mit der Intuition unsers Geistes „geschaut" werden könne.

Die hier bezeichnete Differenz ist derart, daß sie natürlich nicht in der Eile wissenschaftlich auszutragen ist. Ich habe den Eindruck, als ob noch auf beiden Seiten die Schwierigkeit, um die es sich für die Theologie hier handelt, nicht ganz gewürdigt würde, und als ob darum die Kontroverse Gefahr laufe, einfach festzufahren. Nachdem ich die beiden letzten Aufsätze von Tröltsch und Kaftan in der Zeitschrift für Theologie und Kirche gelesen hatte, empfand ich peinlich den Kontrast in seiner rein stimmungsmäßigen Form. Ich stehe absolut auf Seiten von Kaftan, würdige aber auch einen Teil, wenn nicht der Argumente, so doch der Interessen, die Tröltsch an den Tag legt. Tröltsch glaubt durch das Studium der Religionsgeschichte gezwungen zu sein, nicht die Wahrheit des Christentums oder seinen Charakter als „absoluter," will sagen der reifgewordnen Religion zu leugnen, wohl aber sein Recht als eine oder die supranaturale Religion gegenüber den andern zu gelten; „jeden Rest von Supranaturalismus" hat er „wie die ungeheure Mehrzahl der auf dem Gebiete der Religionsgeschichte arbeitenden Forscher" aufzugeben sich „genötigt" gesehn. Ueberall in der Religionsgeschichte treffe

man auf die Behauptung, daß eine Offenbarung erlebt worden sei. Alle Religionen hätten darin Recht, oder keine, oder doch die eine vor der andern höchstens in dem relativen Sinn, daß die letztlich überall gleiche Bezeugung der Gottheit im Menschengeist hier die Schwierigkeiten, den Menschen zum Bewußtsein zu gelangen, glücklicher überwunden habe, als anderwärts. Vielleicht räumt Tröltsch mir ein, daß er noch keine Untersuchung daran gewandt habe, was überhaupt in den Religionen für die Merkmale einer geschehenen Offenbarung anerkannt werde. Hier liegt auch das Versehn Ritschls. Ehe man darüber streiten kann, ob die Forschung von einem absoluten oder exklusiven Anspruch des Christentums auf Offenbarung, von einem spezifischen Offenbarungscharakter der Person seines Stifters reden dürfe oder nicht, ist der Begriff der Offenbarung selbst festzustellen. Man kann die Thatsächlichkeit der Offenbarung nur prüfen, wenn man sich zum voraus klar ist, was Offenbarung sei, was die Religion (ich spreche mit Absicht allgemein hier; im Begriff als solchem herrscht in den Religionen in der That ein bestimmtes wichtiges Maß von Uebereinstimmung) als Offenbarung ansieht. Nicht ein abstrakt konstruirter, sondern ein an der Geschichte erlauschter Begriff von Offenbarung muß gewonnen sein, ehe man die konkurrirenden Ansprüche der Religionen auf Offenbarung prüfen und schlichten kann. Man kann dabei auf merkwürdige Einsichten kommen. Letztlich steht es für mich doch fest, d. h. betrachte ich es als etwas, was darzuthun ist, daß das Christentum Recht hat. Man wird nicht damit enden, den Offenbarungsglauben in den andern Religionen in jedem Sinn als Illusion zu kennzeichnen. Der wahre Gott ist dennoch nur in Zion und im Messias Jesus kund geworden. Indes es muß hier genügen, auf ein Problem, das auch bei Ritschl und seiner Schule noch viel zu wenig zu seinem Recht gekommen ist, aufmerksam gemacht zu haben.

Ich möchte im Vorstehenden gegen Eckes Versuch, zwischen seinen theologischen Freunden und der „Ritschlschen Schule" ein Band des Friedens auf einem gemeinsamen Arbeitsboden zu stiften, ein Entgegenkommen bewiesen haben. Insofern nämlich, als ich meine, durch die Formulirung der Aufgabe, wie das Problem vom Offenbarungscharakter des Christentums oder von der Person Christi als Gottmenschen aus der übeln Position, in der es zur Zeit steht, herausgehoben werden könne, gezeigt zu haben, daß uns auch nach unsrer Meinung mit ihm und seiner Richtung sogleich an der Schwelle oder in den Fundamenten der Theologie ein positives Interesse in der That zusammenführen könnte. Eckes Freunde, voran ein Mann wie Kähler, sind nicht unempfindlich für die Frage, wie man den Offenbarungscharakter des Christentums zu bewähren habe, wie zu beweisen sei, daß Gott in Christo war. Es könnte in gemeinsamer Arbeit wohl viel Wichtiges für die Kirche zu Tage gefördert werden, wenn wir uns auf beiden Seiten insbesondre darauf besännen, was im Christentum zur Offenbarung „gehöre," d. h. unter welchen Gesichtspunkten der Glaube sich klar zu machen wisse, wann ein Faktum oder eine Person als Offenbarung anerkannt werden könne. Es giebt doch auch allerhand „Offenbarung" in der Geschichte der Christenheit, die wir Lügen strafen. Warum können wir Christus nicht Lügen strafen, wenn er sagt: „Wer mich sieht, sieht den Vater"? Wir werden da auch in die Bibelfrage hineinkommen, auf die ich für dies Mal nicht habe eingehn wollen, da man nicht ohne weiteres an sie herankommen kann, und mir zunächst das oben Ausgeführte wichtiger schien. Ferdinand Kattenbusch

---

Das Wesen der ultramontanen Gefahr

1

Worin besteht die ultramontane Gefahr?

Nur eine Seite dieser Gefahr ists, der die in Nr. 1 genannte Schrift von Rieks gewidmet ist: nennen wirs mit einem milden Wort den geflissentlichen Kultus des Aberglaubens.*)

*) Der Titel des Buches von Rieks, das auch als recht vollständige Sammlung von Aktenstücken über den Aberglauben der Päpste von großem Wert ist, sollte eigentlich lauten: Leo XIII. und die Beförderung des Glaubens an Teufelsbündnisse durch die Päpste und die klerikale Presse.

Rieks stellt dabei in den Mittelpunkt die allen Zeitungslesern wenigstens oberflächlich bekannte, europäisches Aufsehen und homerisches Gelächter erregende Geschichte des Leo Taxil, der nach jahrelanger Verhimmelung durch die klerikale Presse aller Länder als Entdecker der Geheimnisse des Teufels und der Freimaurerei im neunzehnten Jahrhundert sich selber als einen dreisten Lügner entlarvt hat, der der Kurie und dem Klerus eine ungeheure Posse gespielt hat.

Das ist die Geschichte: Ein Südfranzose Gabriel Jogand aus Marseille, geboren 1854, Sohn streng katholischer Eltern, Zögling eines katholischen Kollegs, wird mit dreizehn Jahren an jedem Glauben irre und lebt seit 1871 als freigeistiger Journalist. Wiederholt bringen ihn Beschimpfungen von Religion und Geistlichkeit, besonders auch des Papstes Pius IX. (dem er Liebschaften andichtete!) vor Gericht. Er gründet Freidenkervereine mit 17000 Mitgliedern, gehört auch, wenngleich nur für kurze Zeit und im Lehrlingsgrade, dem Freimaurerorden an. 1884 bringt ihn die Encyklika Leos XIII. gegen die Freimaurerei, die in dieser „Sekte" den „Mittelpunkt der Bestrebungen gegen die katholische Kirche" bekämpft und unter Hinweis auf eine Reihe älterer päpstlicher Bullen, die eine deutlichere Sprache reden, andeutet, daß diese geheime Gesellschaft mit dem Satan im Bunde stehe und alles positive Christentum zu zerstören strebe — auf den Gedanken einer kolossalen Mystifikation. Nachdem er seine vertrautesten Freunde davon verständigt hat, kehrt er öffentlich als reuiger Sünder in den Schoß der Kirche zurück und beginnt sofort als Leo Taxil „Enthüllungen über die Freimaurerei" und die Geschichte seiner Bekehrung zu veröffentlichen. Die ersten Bände des Freimaurerbuches „Ueber die Drei-Punkte-Brüder" wurden in 100000 Exemplaren französisch abgesetzt. Die deutsche Uebersetzung lieferte der Jesuit Gruber. In diesen Enthüllungen war der Beweis erbracht, daß, genau wie die päpstlichen Bullen behauptet hatten, die Freimaurerei nicht bloß antichristlich und atheistisch, sondern vielmehr recht eigentlich die Religion, die Anbetung des Satans sei, den man dort als den Genius der Freiheit und den Freund des Menschengeschlechts verehrt, während der Gott der Katholiken als ein böser Tyrann verabscheut und seine Religion in jeder Weise verspottet wird. Diese sämtlichen Enthüllungen, unter denen die sensationellste die von der weiblichen Freimaurerei war, sind die boshaften Erfindungen eines frivolen Kopfes, der mit raffinirter Spekulation auf den verdorbnen Geschmack eines gleichzeitig frömmelnden und lüsternen französischen Lesepublikums Papsttum, Jesuitenorden und katholische Religion grausam parodirt und persiflirt hat. 1887 wurde der Gauner vom Papst empfangen, der ihm alle seine Werke in schönen Einbänden zeigt und ihm wiederholt versichert, er habe das Wesen der Freimaurerei richtig erfaßt. Nun entdeckte Taxil das Ritual eines neu begründeten „satanischen Hochgradsystems," des Palladismus, und teilte mit, daß diese palladistischen Freimaurer einen vom Satan eingesetzten „Papst" hätten, den Herrn Albert Pike in Charleston in Amerika. Das Gleiche bewies Paul Rosen in einem Leo XIII. gewidmeten Buch und erhielt dafür den päpstlichen Segen. Als der an all diesen Teufeleien unschuldige arme Herr Albert Pike 1891 starb, erfanden Taxil und sein Freund, der Italiener Margiotta, der auch die Rolle des Konvertiten spielte, das groteske Märchen, daß in der Person eines Herrn Adriano Lemmi in Rom, eines Freundes von Bismarck und Crispi und Anhängers des Dreibundes, ein neuer Freimaurerpapst eine politische revolutionäre Verschwörung über die ganze Welt vorbereite, im Palast Borghese einen neuen Tempel errichtet habe, woselbst man einen Christuskopf beschimpft, gestohlene Hostien durchbohrt und zerschneidet, Satanshymnen singt und schändliche Orgien feiert (genau solche, wie sie den ersten Christen von ihren Verleumdern nachgesagt wurden). Seit 1892 endlich erschien neben andern verwandten Publikationen Taxils und seiner Freunde und freiwilligen Bundesgenossen, worunter französische Bischöfe und deutsche Priester, von ihm veranlaßt ein von einem Dr. Bataille

redigirtes Lieferungswerk „Der Teufel im neunzehnten Jahrhundert," im ganzen 1924 Seiten. Dr. Bataille ist Dr. Hacks in Paris, ein Geschäftskatholik, der eine von Priestern frequentirte Klinik unterhält, und erklärter Atheist, Schwager des ultramontanen Verlegers Bachem in Köln.

Man muß bei Rieks die ergötzlichen Schilderungen lesen, die dieser Dr. Hacks im November 1896 von den Sitzungen entworfen hat, in denen eine Gesellschaft von kecken Aufschneidern die Schnurren ausheckte, die er dann für den Geschmack des teufelsgläubigen ultramontanen Publikums zurichtete. „Der Teufel im neunzehnten Jahrhundert" ist nach Rieks eine Art Roman, dessen locker gefügte Szenen angeknüpft sind an die zwei gegeneinander spielenden erfundnen Persönlichkeiten Diana Vaughan, die das gute, und Sophie Walder, die das böse Prinzip repräsentirt. Die Hauptsache dabei sind aber die in ungeheuerm Ernste mitgeteilten Teufelserscheinungen, Verzauberungen, Komplotte, Hostienschändungen und geschlechtlichen Ausschweifungen, die in breitester Ausführung mit pornographischer Kunst — leider verschreibt sich Rieks öfter „pornokratisch" — vorgeführt werden. Der Verfasser will durch Bestechung in die höchsten Grade des „Palladismus" eingeweiht, das alles bei dem Satanspapst Pike und auf seiner Weltreise durch alle Hauptstädte dieses Satanskultus Washington, Charleston, Rom, Berlin, Columbia, Singapore u. s. w. selber erlebt und gesehen haben. So auch das teuflische Telephon, mittelst dessen der Freimaurerpapst mit allen seinen untergebnen Logen spricht, die wahrsagende Schlange, das Klavier spielende Krokodil u. dergl. Zu den Kunstgriffen dieser Aufschneider gehörte, daß man die verrücktesten Anschuldigungen gegen lebende Personen erhob, die sich nur zum geringsten Teil öffentlich dagegen wehrten.

In der katholischen Presse fielen diese Erfindungen auf den fruchtbarsten Boden. Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Schnurren wurden durch regelmäßiges Eintreten höherer Geistlichen als Eideshelfer für die kecken Lügner zum Schweigen gebracht. Es traten sogar Leute auf, die behaupteten, gleichfalls den Teufel gesehen zu haben, so ein Herr Desjardins aus Angers — „mit einem „Panama-Los in der Hand!"

Gründlich ausgenutzt wurde das Märchenbuch besonders von dem Redakteur des katholischen Volks- und Erbauungsblattes, das in Feldkirch zur Beförderung der unausgesetzten Anbetung des heiligen Altarsakraments erscheint, des „Pelikan." Mußten die zahlreichen teuflischen Hostienentweihungen doch die Katholiken umsomehr zu einer sühnenden Hostienanbetung verpflichten. Eine 50 Pfennig-Broschüre, die „Geheimnisse der Hölle," im Pelikanverlag 1896 erschienen, brachte das tollste von allem diesen Zeug unter das gläubige katholische Volk. Derweil wucherte die neue Teufelslitteratur weiter, wobei Taxil von theologischen freiwilligen Mitarbeitern unterstützt wurde; in einer Monatsschrift und als Krönung des ganzen Lügengebäudes erschienen von 1895 an in monatlichen Lieferungen die Memoiren einer bekehrten Palladistin, nämlich der Miß Diana Vaughan. Es ist zur Kenntnis des Bildungsniveaus, auf dem augenblicklich der Vatikan sich befindet, nötig, etwas ausführlicher sich anzusehen, was man dort glaubte.

Diana Vaughan will 1874 in Paris geboren sein, erzogen aber in Nordamerika in der Verehrung Luzifers. In den höhern palladistischen Grad aufgenommen wohnt sie Geisterschlachten bei, sieht den Teufel Bitru, wird vom Teufel Asmodeus umworben und im Kampf gegen den Juden- und Christengott unterwiesen. Da sie sich gewisser schamloser Zeremonien weigert, wird sie in Calais aus der weiblichen Loge gestoßen, aber als Stuhlmeisterin in Louisville unterliegt sie ihrer Gegnerin Sophie Walder. Die Andacht zur Jeanne d'Arc vollbringt ihre Umkehr. Sie betet, die Teufel erscheinen in ihrer wahren scheußlichen, stinkenden Gestalt und ziehen ab mit Geheul. Sophie Walder, von der im Jahre 1893 die Großmutter des künftigen Antichrist geboren wird, ist eine Tochter des Teufels Bitru, der auch ihre Amme ist und ihr Buhle. Am 18. Oktober 1883 ist er in der Loge in Rom erschienen und hat ein Protokoll unterzeichnet, unter dem auch Crispis Name sich findet, und das in einem eignen 512 Seiten starken Werk veröffentlicht wurde! — Diana Vaughan begünstigte die Verehrung der Jeanne d'Arc, die Einführung der ewigen Andacht vor dem Altarsakrament, hetzte gegen die Protestanten, da die Freimaurerei nur eine Tochter des sozinianischen Protestantismus ist, protegirte die Zeitschrift „Der Neue Kreuzzug," griff eine ganze Reihe von französischen und belgischen Senatoren, Abgeordneten, Ministern u. s. w. an, von denen nur Goblet d'Alviela in Brüssel und Lemmi in Rom öffentlich protestirten. Sie erhielt Briefe vom Vorsitzenden des Pariser Antifreimaurerkomitees, vom Kardinalvikar Parocchi, der ihr am 16. Dezember 1895 den päpstlichen Segen schickte, und vom päpstlichen Generalsekretär Verzichi die päpstliche Aufforderung, so weiter zu schreiben wie in ihrem Buch über Crispi. Die Civiltà cattolica lobte sie sowohl wie Taxil öffentlich.

Ende September und Anfang Oktober 1896 wurde auf dem Antifreimaurerkongreß zu Trient mit seinen etwa tausend Teilnehmern Taxil, dessen Bild unter den Heiligenbildern hing, förmlich angejubelt. Die bescheiden vorgebrachten Zweifel des Pfarrers von Pützgen bei Bonn an der Existenz der Vaughan wies man entrüstet zurück. Man einigte sich darüber, daß, wenn auch die große Mehrheit der Freimaurer die wirkliche Bedeutung ihrer Symbole gar nicht kennte, doch jedenfalls ein Teil von ihnen mit dem Satan im Verkehr stehe. Die zur Prüfung der Vaughan-Angelegenheit niedergesetzte Kommission, darunter mehrere päpstliche Beamte, gab dann doch am 22. Januar 1897 den salomonischen Spruch ab, daß weder für noch gegen die Existenz, die Bekehrung und die Authentizität der Schriften der angeblichen Miß Diana Vaughan — die doch den päpstlichen Segen weg hatte! — ein durchschlagender Beweis vorliege.

Da versprach die Miß, sich in allen Hauptstädten Europas zu zeigen, und lud auf den 19. April 1897 in einen bestimmten Saal zu Paris ein zu Lichtbildern, einer Vorlesung und der Bekanntschaft mit ihr. Der Saal war voll von Klerikern, Journalisten und Freimaurern, und siehe da, es erschien Taxil und enthüllte unter dem Wutgeschrei der von ihm Gefoppten die zwölfjährige Posse, die er ihnen gespielt hatte. Er habe die katholische Welt nur mystifiziren wollen. Die Vaughan, die noch kürzlich einen Brief aus dem Vatikan erhalten hatte mit dem Auftrag, eine gewisse Nonne in Italien in dem Wahn zu bestärken, daß die Jungfrau von Orleans ihr erschienen sei, existirt. Sie ist eine Schnellschreiberin.

Im beschämenden Gefühl, daß Papst und Klerisei diesmal im Netze ihres eignen Aberglaubens gefangen seien, schrieb damals die Kölnische Volkszeitung, die schon eine geraume Zeit vorher, offenbar selber besser informirt, vor Taxil und seinen Leuten gewarnt hatte:

> Es ist eine fürchterliche Lektion, die der große Pariser Gauner denjenigen erteilt hat, die sich nicht warnen lassen wollen! Möge sie helfen! Es muß schonungslos ein Ende gemacht werden mit jener duseligen „Religiosität," die unbesehen alles annimmt, was Phantasten, verdrehte Köpfe, Titel- und Ordensjäger, heuchlerische Konvertiten und gewissenlose Lügner als „Enthüllungen, Geheimnisse, Offenbarungen, Weissagungen" u. s. w. auszugeben belieben. . . . Wie hoch die Flut des Aberglaubens schon gestiegen, liegt jetzt auch für den Blinden klar zu Tage. . . .

Aber wem wurde die Lektion erteilt? Nicht der ganzen offiziellen Kirche?

Hauptsächlich das heilsame Erschrecken über die Leichtgläubigkeit, Unbildung und über den Fanatismus breiter Schichten in der katholischen Bevölkerung haben die Klagen über die „geistige Inferiorität" des gegenwärtigen Katholizismus veranlaßt, die jeder in seiner Weise, besonders der Professor Schell in Würzburg und der Reichsrat von Hertling in München erhoben haben. Wenn nun auch fürs erste noch nicht zu erwarten ist, daß sich viel ändert, so hoffen wir doch. Wir wollen darum den Prozeß der heilsamen Selbsterkenntnis unsrer katholischen Landsleute nicht durch hämische Seitenbemerkungen stören.

Rieks aber danken wir für den ähnlich wie früher von Graf Hoensbroech erbrachten Nachweis, daß dieser ganze Teufelsschwindel das echte, von dem gegenwärtigen Ultramontanismus und Jesuitismus mit allen Mitteln großgezogne Kind des uralten katholischen Aberglaubens ist, den man meint noch immer nicht entbehren zu können.

Wo soll es aber hinaus, wenn das arme Volk kirchlich so weiter regiert wird, wie man nach der Kölnischen Volks-

zeitung annehmen muß? Daß solche Enthüllungen im Grunde kaum einen nennenswerten Eindruck machen, haben wir bereits wieder gesehen. Der Glaube an Teufelsbündnisse, ohnehin durch die feierlichsten Erlasse so vieler Päpste sanktionirt, besteht unvermindert fort. Der Kultus des Aberglaubens ist eine Seite der ultramontanen Gefahr. Darüber können uns die Zukunftsaussichten, die der liberale Protestantismus nach Walcker hat, nicht hinwegheben.

Karl Sell

Innere Schwierigkeiten in der armenischen Kirche

Drei Punkte wurden im vorigen Artikel*) als das Programm der kirchlichen Reformpartei unter den Armeniern genannt. Wenn hier von einer solchen „kirchlichen Reformpartei" geredet wird, so darf man sich dabei allerdings keine falschen Vorstellungen machen, als ob es zahlreiche Männer in Armenien gäbe, denen etwas wie die deutsche Reformation für ihre Kirche vorschwebt: eine große, kraftvolle Umwälzung bis in den innersten Kern von Lehre und Kultus hinein. Sondern es handelt sich um eine sehr vorsichtige, langsame, sorgfältig alle alten Zusammenhänge und Traditionen wahrende Arbeit, deren Notwendigkeit vorerst noch nicht Allzuvielen aufgegangen ist, und über deren notwendigen Umfang unter diesen Wenigen noch dazu recht verschiedne Meinungen herrschen.

Der erste diesmal zu behandelnde Punkt ist die Reform des Kultus. Es ist bereits gesagt worden, daß gleich die erste Hauptschwierigkeit hierfür die kirchlich legalisirte Art und Weise ist, wie Jemand in Armenien überhaupt Priester wird. Unter allen Umständen fest stehen das Wahlrecht der Gemeinden und die Praxis, daß der Pfarrer in der Parochie, die ihn gewählt hat, bis an seinen Tod bleibt. Es giebt nur ganz wenige, außerordentliche Fälle, in denen ein gewählter und geweihter Priester später noch einmal einen Wirkungskreis an einem andern Orte erhält, als an seinem ursprünglichen Platze. Wenn nun die Leute im Dorfe es nicht anders kennen, als daß sie einen der Ihrigen zu ihrem Priester wählen, der sie dann kirchlich — d. h. ganz ausschließlich kultisch — bedient, so hat es seine Schwierigkeiten, überhaupt in geeigneterer Weise vorgebildete Männer zur Wahl in den Gesichtskreis der Bauern zu bringen. Ferner würde es diesen erstens wenig einleuchten, warum sie höher gebildete Männer als Priester brauchen, denn die betreffenden kultischen Formen sich anzueignen, dazu bedarf es weder besondrer Bildung, noch erheblicher Intelligenz. Ein stattliches Aussehen, ein imponirender Bart, ein schönes Organ, höchstens noch ein guter Lebenswandel und eine gewisse natürliche Beredsamkeit — das sind für den armenischen Landmann viel notwendigere Erfordernisse, um Priester zu sein, als irgend ein besondres Wissen. Bibelkenntnis liegt den Interessen der Leute vollends fern; höchstens würden sie sich darüber freuen, wenn ihr Pfarrer andre, für sie in der Praxis nützliche Kenntnisse besitzen sollte. Zweitens aber — und das wiegt noch schwerer — ist es zwar für eine armenische Dorfgemeinde jetzt nicht schwer, unter ihren Angehörigen einen zu finden, der Lust hat, ihr Priester zu werden, aber das würde sich sehr ändern, wenn nur noch Leute mit einer bessern Bildung zum Priesterstande zugelassen werden sollten. Solche würden es sich weder einfallen lassen, noch könnte man es ihnen zumuten, unter und mit den Bauern als Bauer zu leben, denn das thut der armenische Priester, wie er jetzt ist, natürlich weitaus in den meisten Fällen.

Nehmen wir einen praktischen Fall. Ein junger Mann hat eins der noch bestehenden bischöflichen Seminare durchgemacht und sich dort etwa die Bildung einer sechsklassigen Realschule erworben. Besonders gepflegt werden in diesen Anstalten noch Kirchengeschichte, Kirchenlehre, Gesang. Aehnlich wie bei den gleichartigen Seminaren der russischen Kirche steht es dem Zögling frei, entweder den geistlichen oder einen bürgerlichen Beruf zu wählen. In den erstern kann er, wie gesagt, nur durch die Wahl einer Gemeinde kommen, aber natürlich hat der Bischof in vielen Fällen die Möglichkeit, durch einen Vorschlag seinerseits diese Wahl auf den betreffenden Kandidaten zu lenken. Nun bedenke man, was das für einen jungen Mann mit einer Bildung, wie sie dort zu Lande hoch über dem Durchschnitt steht, heißen will: auf Lebenszeit ins Dorf zu gehen, als ein Bauer zu leben, unter Leuten, die nichts von ihm begehren, als jahraus jahrein denselben geistlosen Vollzug derselben rein äußerlichen kultischen Handlungen. Es ist nur natürlich, daß unter diesen Umständen fast nie ein Seminarzögling sich dazu entschließt, Dorfpriester zu werden. Entweder wird er versuchen, sich einer städtischen Gemeinde zu empfehlen, oder er wird — und das ist die Regel — einen weltlichen Beruf wählen.

Der Leser wird nun anfangen einzusehen, welche Schwierigkeiten sich gleich dem ersten Punkte des „Reform"programms: Hebung des geistlichen Standes und Amtes — entgegenstellen. Hier kann also überhaupt nicht prinzipiell und zuerst eingesetzt werden, sondern es kann nur das Bestreben der maßgebenden Stellen sein, vorläufig, nach Möglichkeit wenigstens, nur sittlich intakte Männer zu einem Pfarramt gelangen zu lassen. Auch da ist noch sehr, sehr viel in der armenischen Kirche zu bessern. Nun muß aber noch ein Weiteres bedacht werden. Es ist noch lange nicht so weit in Armenien, daß im Kirchenregiment lediglich oder auch nur überwiegend solche Männer säßen, die innerlich bereits von der Notwendigkeit einer Hebung der armenischen Kirche überzeugt wären. Vielmehr ist noch recht viel alter Sauerteig auf den Bischofsstühlen und auch in Etschmiadsin unter den ältern und einflußreichern Mitgliedern des Klosterkonvents zu finden. Was den gegenwärtigen Katholikos Ter Mkrtitsch Hairik (das Väterchen) betrifft, so ist er zwar ein Mann, der seinem Charakter und seiner sittlichen Gesamtpersönlichkeit nach so hoch und rein dasteht, wie nur irgend ein abendländischer Kirchenfürst, ein Mann, der unendlich viel für sein Volk gethan, und der zuerst das mehrfach erwähnte Reformprogramm formulirt hat — aber er ist jetzt fast achtzig Jahre alt und ganz und gar ein Sohn der alten Zeit, insofern er nach wissenschaftlichem Maßstabe gemessen keine theologische Bildung besitzt. Er ist eine starke religiöse Persönlichkeit, ein hinreißender Prediger und Schriftsteller fürs Volk und, wie gesagt, im allgemeinen durchaus von der Notwendigkeit einer Hebung des Pfarrklerus überzeugt, aber seiner ganzen Vergangenheit und der Art seiner eignen Bildung nach hat er ein weniger lebendiges Verständnis dafür, daß die Regeneration der armenischen Kirche mindestens nach der einen Seite hin mit Notwendigkeit an das Wiedererwachen des theologischen Studiums, der wissenschaftlichen Arbeit anknüpfen muß. Er steht den jüngern Leuten, die in Europa wirklich studirt haben und eifrig an der Arbeit sind, die Früchte namentlich der deutschen Theologie auch der armenischen Kirche zu gute kommen zu lassen, keineswegs unfreundlich gegenüber, aber er betrachtet den Erfolg ihres Bemühens nicht als eine Lebensfrage für die Kirche.

Eine Hauptschwierigkeit, die der jüngern, für die Notwendigkeit wissenschaftlichen Aufwachens gewonnenen Richtung entgegensteht, ist das Mißtrauen der Alten, es könnten dogmatische Ketzereien, ja womöglich gar eine verkappte protestantische Propaganda, sich auf diesem Wege in die armenische Kirche einschleichen. Allerdings ist diese Besorgnis unbegründet, denn es ist eigentlich kaum möglich, aus der evangelischen Kirche besondre Ketzereien in die armenische einzuschleppen. Auf einem einzigen Punkte klafft wohl ein wirklicher Zwiespalt, nämlich in der Frage der Marien- und Heiligenverehrung, aber im übrigen kann von einem eigentlichen Gegensatze aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil die armenische Kirche, ihrem idealen und dogmatisch giltigen Lehrgehalte nach, heute noch eine so frühe Stufe christlicher Lehrbildung repräsentirt, daß sie an der ganzen Ausgestaltung des abendländischen Katholizismus, im Gegensatz zu dem die protestantische Kirchenlehre erst sich ausbildete, noch nicht teilgenommen hat. Die armenische Kirche steht ihrer Lehre nach auf dem Standpunkt des christlichen Orients in dem Jahrhundert von Nicäa bis Ephesus; die alexandrinische Theologie des vierten Jahrhunderts ist in Vielem der Ausdruck ihres Verständnisses vom Christentum. Diese Theologie ist vor allen Dingen christozentrisch — wenn sie uns auch vielfach sehr fremdartig anmutet; die Hauptsache ist aber, daß in

*) Vgl. Nr. 2: Was der armenischen Kirche notthut.

der armenischen Kirche alles, was über das vierte Jahrhundert hinausgeht, dogmatisch noch nicht festgelegt, ja überwiegend noch gar nicht in den Gesichtskreis des Interesses getreten ist. Weitaus über die meisten evangelisch-protestantischen Lehren und Anschauungen kann man vom Standpunkt der armenischen Kirche aus frei diskutiren, und ein armenischer Theologe kann deutsche Theologie studiren, ohne darum ein Fremder in seiner angestammten Kirche werden zu müssen. Er wird Vieles hören, das seine Kirche nicht oder noch nicht sonderlich interessirt; er wird Dinge, für die die klassische Theologie der Armenier dagegen ein unmittelbares Interesse hat, in nur noch historisch interessirter Darstellung vorgetragen bekommen; er wird in sehr viele Fragen eingeführt werden und den Streit der Anschauungen auf Gebieten kennen lernen, wo die Probleme, die uns bewegen, noch lange, lange nicht in den Gesichtskreis der praktisch-kirchlichen Interessen seines Volkes eingetreten sind, aber — und das ist die Hauptsache: wenn er in seine Heimat zurückkehrt, so wird er wissen, was kirchliches Leben, theologische Wissenschaft und geistig-religiöses Bedürfnis für Dinge sind. Er wird kaum eine der neuen Erkenntnisse, die ihm im Einzelnen aufgegangen sind, direkt und praktisch auf die Verhältnisse seiner Heimat übertragen können, aber er wird jetzt befähigt sein, von der Basis seiner gewonnenen prinzipiellen Einsicht in große kirchlich-religiöse Zusammenhänge das zu erkennen, was für *seine* Kirche das nach Lage der Dinge Gebotne ist. Je freier und originaler die Armenier darin verfahren, je weniger sie ihre auf deutschen Universitäten erworbne Befähigung auf die bloß äußere Nachahmung von Formen und Institutionen verwenden, desto besser für sie. Es ist daher eine unbegründete Besorgnis mancher hervorragender kirchlichen Persönlichkeiten in Armenien, als ob unser Interesse für die armenische Kirche insofern kein ganz lauteres sei, als man direkt oder indirekt eine protestantische Propaganda unter den jungen Leuten, die zu uns herauskommen, anstrebe. Im Gegenteil: je selbständiger und je treuer im Geiste ihres Volkes und ihrer Kirche sie arbeiten, wenn sie in die Heimat zurückgekehrt sind, desto lieber soll es uns sein, denn nur so kann ihre Arbeit Erfolg haben.

Es würde über den Rahmen dieser Mitteilungen hinausgehen, die nähern Details der Verhältnisse zu berühren. Der Leser wird nach dem Gesagten in der Lage sein, die beiden Hauptschwierigkeiten für eine gründliche Abstellung der Schäden in der armenischen Kirche zu würdigen: den Zustand der Gemeinden und das teils aktive, teils passive, mißtrauende Widerstreben der meisten ältern Geistlichen in hoher Stellung. Nicht immer ist bei diesen Letztern Dünkel oder Indolenz das Motiv, sondern vielfach die Sorge vor allerdings eingebildeten Gefahren für die Zukunft ihrer Kirche. Die jüngern, in Deutschland gebildeten und unbedingt eine Reform an Haupt und Gliedern erstrebenden Persönlichkeiten haben demgegenüber einen um so schwereren Stand, als sie sämtlich innerhalb der Hierarchie noch den niedern oder mittlern Graden angehören und daher nur in aller Bescheidenheit und ohne den Vorteil autoritativen Auftretens wirken können. Trotzdem ist ihre Arbeit weder gering noch undankbar. Sie haben großenteils die Bildung der Jugend, soweit armenische Bildungsanstalten noch existiren, in der Hand; sie sind auch in der Lage, durch persönlichen Verkehr und öfters durch Charakter und Begabung eine langsame aber nicht unbedeutende Wirkung unter den strebsamern und einsichtigern Elementen des Mönchsklerus, aus dem ja alle kirchlichen Würdenträger hervorgehen, auszuüben — und ihre Zahl ist bisher gewachsen.

Man könnte nun wohl darauf hoffen, daß sich allmählich die reformatorische Strömung doch noch durchsetzen wird — wenn nicht zwei Faktoren sich geltend machten, die die Aufwärtsentwicklung der armenischen Kirche sehr ernsthaft gefährden. Der eine ist politischer Art und wird bei der Besprechung des zweiten Artikels der Reformpartei — *Volksbildung* — behandelt werden müssen; der andre ist ein mehr materieller: wo sollen die *Mittel* zur Ausbildung von theologisch geschulten Lehrkräften, ohne die doch an die Hebung der Kirche und des Klerus nicht gedacht werden kann, hergenommen werden? Es ist durchaus notwendig, daß fortdauernd ein Stamm von in Europa geschulten theologischen Lehrern unterhalten wird; denn eine

armenische Bildungsanstalt für theologische Lehrkräfte im Lande selbst ist natürlich für absehbare Zukunft eine ganz unmögliche Idee. Zur Zeit kommen daher nur die evangelischen theologischen Fakultäten Deutschlands und der deutschen Schweiz für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Theologen in Betracht. Nun ist aber die armenische Kirche überaus arm, und die geringen Mittel, über die sie verfügt, werden jetzt zu Unterstützungen an die aus der Türkei geflüchteten und in Rußland vollkommen hilflos dastehenden Armenier, in erster Linie im Kaukasus, aufgebraucht. Diese Pflicht ist für Etschmiadsin und wo sonst noch einige Einkünfte existiren (es ist so gut wie gar nichts da) die unmittelbarste, nächste, und selbst gesetzt den Fall, daß an den maßgebenden Stellen der beste Wille dazu vorhanden wäre, so würde keine Möglichkeit bestehn, jungen Leuten die Mittel zu einem fünf- bis sechsjährigen Studium in Deutschland zu gewähren. Und wenn man es auch auf einen oder zwei Stipendiaten in Europa bringen könnte — was wäre das im Vergleich zu dem, was not thut! Es bleibt scheinbar noch der Ausweg, reiche Privatleute zum Unterhalt einer größern Anzahl von Theologen im Auslande zu bewegen, aber das ist eine Illusion. Der reiche Armenier ist Kaufmann und hat für religiöse Werte kein oder nur ein sehr begrenztes Verständnis; so sehr er es als eine Ehrenpflicht ansieht, für Schulen, allgemeine Volksbildung, praktisches, technisches Wissen etwas zu thun, so zahlreiche Legate und Dotationen für weltliche Bildungsanstalten von wohlhabenden Armeniern existiren und immerfort gemacht werden, so überflüssig käme es solch einem Manne vor, Theologen mit großen Kosten im Auslande studiren zu lassen. Die Kirche schätzt er, wie schon früher gesagt, nur als eine Macht zur Erhaltung der Nation, nur als eine mit Notwendigkeit zu denkende Potenz des nationalen Bewußtseins, nicht aber als eine ethisch wirksame Institution. So sind also auch nach dieser Seite hin die Aussichten der kirchlichen Reform sehr schwierig.

N

Der Dreyfusprozeß in Frankreich

Das Schauspiel des politischen Skandals, der gegenwärtig das öffentliche Interesse in Frankreich beherrscht, ist leider so beschaffen, daß Jeder, den nicht die Pflicht zur Beschäftigung damit nötigt, mit gutem Rechte sein Angesicht abwendet als von einem heillosen und hoffnungslosen Abgrunde menschlicher Verworfenheit. Dennoch hat dieser traurige Vorgang ein großes und allgemeines Interesse, weil es sich im letzten Grunde um das Verhältnis von Politik und Gerechtigkeit handelt und um die Auffassung dieses Verhältnisses im sittlichen Bewußtsein eines modernen Kulturvolks. Denn die gar nicht abzuweisende Frage ist doch diese: Wie kann die öffentliche Meinung eines großen Volks gegen den Schrei nach Gerechtigkeit so vollständig taub sein, daß die wenigen Männer von Charakter, die für Wahrheit und Recht eintreten, wie verzweifelte Schwimmer gegen eine übermächtige Brandung ankämpfen; daß in einem ganz demokratischen Staatswesen, dessen Seele die Oeffentlichkeit ist, die Verhüllung eines Gerichtsverfahrens in undurchdringliches Dunkel allgemeine Billigung findet, bloß deshalb, weil Jedermann fühlt, daß ein Tag vollen Lichts dem Betrug ein Ende machen müßte? Dieses Phänomen ist nur zu begreifen, wenn die nationale Ehre, vor allem die Ehre der Armee, als das höchste Gut gilt, im strengsten Sinne dieses Worts, auf dessen Altare nicht allein alle persönlichen Interessen, sondern auch die höchsten sittlichen Ideale der Menschheit zu opfern sind. Ein Volk, das um seiner nationalen Einheit willen die Verkündigung des Evangeliums im Blute erstickt hat, das jahrelang die Guillotine arbeiten ließ, um aus dem neu geschaffnen Staatswesen alle seiner Einheit und Festigkeit gefährlichen Elemente der Vergangenheit auszurotten, ein Volk von solcher Vergangenheit wird begreiflicherweise kein Bedenken tragen, einen einzelnen Juden zu Tode zu quälen, wenn die Staatsraison dies zu empfehlen scheint.

Es frommt nicht, häßliche Vorgänge bei einem Nachbarvolk zur Verherrlichung des eignen Volks auszunutzen, wiewohl man es Niemandem verdenken kann, wenn er in den letzten Wochen

gelegentlich die Empfindung hatte: Gott sei Dank, daß ich kein Franzose bin! Die natürliche Beschaffenheit der deutschen Volksseele und die Ueberlieferung unsrer klassischen Litteratur schließen bei uns eine Ueberspannung des politischen Denkens und Strebens bis zur Unterordnung und Entwertung aller humanen Ideale aus. Bei einem anscheinenden Gegensatze von Politik und Gerechtigkeit wird in dem Gewissen unsers Volks schließlich immer wieder die Stimme laut werden, der Kant den kurzen und scharfen Ausdruck verliehen hat: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben."

Es könnte überflüssig, ja trivial scheinen, diesen Gedanken bei dieser Gelegenheit auszusprechen, wenn nicht in der Presse und Litteratur unsrer Tage das wohlgemeinte Bestreben, unser Nationalgefühl zu stärken, gelegentlich zu Aeußerungen, ja zu Theorien führte, die die Verehrung des nationalen Ideals als des absoluten zur Pflicht machen und die nationale Selbstsucht als höchstes Moralgebot hinstellen möchten. Ein solches Deutschtum ist undeutsch. Und gerade aus dem Beispiele Frankreichs können wir lernen, daß in einem gesunden Volksleben das nationale Ideal in Harmonie sein muß mit dem humanen und religiösen Ideal, daß eine Herabsetzung dieser das Volkstum selbst vergiftet, und daß ein Volk, das seine Ehre zum Gott macht, gerade an dieser Ehre Schiffbruch leidet.

Friedrich Curtius

Das Christentum bloß individuell, oder auch politisch?

Wilhelm Herrmann hat den Lesern unsrer Blätter in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs eine Auseinandersetzung gewidmet, die man jedenfalls sehr ernst nehmen muß. Der Aufsatz, der betitelt ist: „Die Erlösung durch Jesus Christus und die Wissenschaft," sucht energisch und vielfältig einen einzigen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Es ist der Gedanke, daß die christliche Gesinnung ihre Geburtsstätte nicht im Verstande, nämlich nicht im Gelernten habe, sondern im Herzen, d. h. in dem im Leben wirklich Erfahrenen. Der Verstand ist ja das Gefäß, das sowohl das Gelernte (d. h. von Andern Erlebte) aufnimmt, als auch das Erlebte (Selbsterlebte); aber jenes wirkt nicht auf das Herz, sondern bleibt im Verstande stecken; nur dieses, das Erlebte (d. h. Selbsterlebte), spielt sich weiter und wird für uns zum Motiv christlichen Handelns im Einzelnen und zum Fundament christlicher Gesinnung, d. h. jener eigentümlichen, tiefen und reinen Beweglichkeit, aus der alle christlichen Werke hervorgehn — Wiedergeburt oder wie mans nennen mag; ein Jeder liebt eine eigne Ausdrucksweise für diesen Status animi. Mit dieser Anschauung stellt sich Herrmann in entschiednen Gegensatz zu der den Orthodoxismus wie den Kritizismus gleichmäßig beherrschenden Anschauung, die ich geradezu die Invasionstheorie nennen möchte: als ob nämlich das Christenthum per invasionem in die Welt gekommen, d. i. geradezu hineingefallen sei und die Menschheit ohne ihr Zuthun ergriffen, also sozusagen überwältigt habe. Der Kritizismus ist darin nicht besser als der Orthodoxismus. Er will nur die Lehre richtigstellen, die auf dem Wege der geschichtlichen Ueberlieferung verunreinigt wurde. Nach der Reinigung ist dann die Lehre wieder frisch wirksam, es ist so ungefähr, wie wenn eine Lampe, die man gereinigt hat, wieder hell aufleuchtet. Das eben zweifelt Herrmann an und betont dem gegenüber den Anteil des Subjekts an seiner christlichen Gesinnung, die zwar durch die Ueberlieferung von Christus geweckt wird, aber erst durch eigne Erlebnisse für dieses Wecken empfänglich gemacht werden muß.

Hierzu hätte ich nun heute wirklich nichts zu bemerken, wenn der Schluß des Herrmannschen Artikels nicht wäre.

Während man nämlich über der Lektüre des Herrmannschen Aufsatzes — wenigstens mir ist es so ergangen — eitel Freude empfindet, auch im Fortgange Gelegenheit hat, die Geschicklichkeit des Verfassers zu bewundern, wie er sich nämlich mit dem veränderlichen Moment abfindet, das die freie historische Forschung in die Lehre vom Christentum (wie es war) bringt — und auch

er kann doch das überlieferte Christentum nicht entbehren —, so gewinnt man hier am Schluß plötzlich den Eindruck, als sei der ganze Aufsatz auch mit Beziehung auf das Konkurrenzausschreiben der Christlichen Welt über den modernen Menschen geschrieben, um nämlich die ihr geleistete Arbeit von vornherein als ganz unnütz von jeder Diskussion auszuschließen.*)

Ich muß hiergegen ernstlich protestieren. Es handelt sich bei der perhorreszirten Preisfrage doch nicht darum, ob das einzelne Individuum sich zu einer christlichen Gesinnungsart emporarbeiten kann, sondern darum, festzustellen, ob nicht die Empfänglichkeit des einzelnen Subjekts je nach seiner mit den Zeitumständen bedingten Beschaffenheit verschieden ist und demnach die christliche Lehre nicht immer eine gleiche christliche Gesinnungsart in dem Subjekt zu erzeugen vermag — vorausgesetzt, daß die von Herrmann vindizirten Erlebnisse die Seele aufgeschlossen haben. Also es handelt sich nicht um die seelische *Potenz*, sondern um die seelische *Aktion*. In diesem Sinne habe ich die Preisfrage aufgefaßt, und in diesem Sinne habe ich sie auch zu beantworten gesucht und vermeine da Resultate geboten zu haben, die sich nicht so kurzer Hand abweisen lassen, und wenn man die christliche Lehre noch so hell erstrahlen und die Menschenseele durchleuchten läßt. Waren das etwa dieselben Christen, die Jesus folgten, wie jene, die einige Zeit später als Klausner die Höhlen der Wüstengebirge bevölkerten? Ich glaube nicht, sie waren in ihrem Christentum nicht etwa bloß quantitativ, sondern qualitativ verschieden. Die Erstern waren von Liebe und mildem Opfermut erfüllt, die Letztern waren hart und peinigten sich selbst geflissentlich. Und die das Apostolikum schmiedeten, waren wieder andre Christen. Und die die germanischen Reiche mit ihrem Christenruhm durchstrahlten, waren wieder andre, und wieder andre waren die Männer, die das christliche Mittelalter erblühen ließen, und wieder andre waren es, die die neue Zeit einleiteten, und wieder andre sind es, die das heutige Geschlecht bilden, und wieder andre werden es sein, die das künftige darstellen. Ich wünsche genau verstanden zu werden, das soll kein Gemeinplatz sein: es kehren in jeder Epoche gewisse Schattirungen wieder, es giebt in allen Epochen orthodoxe, liberale und pietistische Elemente, und diese drei Elemente enthalten jedes wieder für sich in jeder Epoche sowohl Heldennaturen als gemeine Naturen. Von den Schattirungen, die Temperament und die nationalen Charakterunterschiede noch weiter in das jeweilige Bild hineintragen, will ich gar kein Aufhebens machen, um nicht wirklich trivial zu werden. Außer diesen jede Epoche spaltenden unterschiedlichen Kriterien giebt es aber auch wieder dergleichen, die die verschiednen Epochen von einander trennen, und um diese handelt es sich, wenn man eine Geschichte des Christentums darstellen will, und *hier* muß *die Geschichte des Christentums sich schlechterdings auf den Boden der gemeinen Geschichte stellen.* Es giebt nun eine gemeine Geschichte, die alle Erscheinungen, die in sie hineinfallen, funditus zu erklären sucht, aus den die Menschen bewegenden Kräften; die nicht das Spätere aus dem Früheren sich herausspielen läßt, sondern jeweils untersucht, auf welchem Fundament eine Epoche ruhe. Das ist die philosophische Art der Geschichtsforschung im Gegensatz zur deskriptiven, ja man kann sagen exakt poëtischen. Weil durch diese philosophische Art der Geschichtsschreibung die Bewegungen der *Volksmassen* erklärt werden, so kann man sie auch die realistische Art nennen im Gegensatz zu jener andern, die, weil sie sich nicht in die Tiefe wagt, auch mehr bei den bedeutendsten und wichtigsten, den führenden Personen verweilt und darum recht wohl idealistische Geschichtsforschung genannt werden kann. Und speziell in diese Kategorie der philosophischen oder realistischen Geschichtsforschung fällt die Preisfrage über den modernen Menschen und seine Stellung zum christlichen Gedanken hinein. Es sollte die Volksgrundstimmung festgestellt und aus der Analyse unsrer innersten Natur verständlich gemacht werden, aus der die

---

*) Ich habe den Eindruck nicht gehabt. Gleichviel, so sind die Ausführungen des obigen Artikels willkommen. Ein Aufsatz seines Verfassers wird in dem unter der Presse befindlichen „Heft" Nr. 34/35 erscheinen: *Der moderne Mensch und das Christentum.* Skizzen und Vorarbeiten I. D. H.

modernen politischen Phänomene zwanglos hergeleitet werden könnten. Es sollte ein geschichtliches Problem sein; aber nicht bedeutende, stark hervortretende Individuen der modernen Epoche waren das Objekt, sondern der moderne Mensch in seiner breiten alltäglichen Erscheinung. Um Herrmann bei seinen eignen Worten anzufassen: wenn in diese Darlegung das Christentum mit hineinzuziehen war, so sollte nicht nach einer christlichen Lehre gefahndet werden, die auch die Menschen der Moderne zu erreichen vermöchte, sondern nach einer Form, in der diese Lehre diesen Menschen mit Erfolg einleuchtend wirklich plausibel und darum praktisch werden möchte. Ich brauche wohl nicht noch einmal zu betonen, daß die Herrmannsche Darlegung von dem Zustandekommen der Erlösung dadurch nicht berührt wird.

Nach dieser Auslassung könnte ich nun wohl mit einem Dixi et animam meam salvavi abschließen und es den freundlichen Lesern meines Aufsatzes in dem im Druck befindlichen Hefte überlassen, darnach zu prüfen, ob dieser Aufsatz meinen prinzipiellen Standpunkt rechtfertigt. Aber ich kann noch ein Bedenken von allgemeinerer Natur nicht unterdrücken. Unter den Gefahren, die aus der von Herrmann entwickelten Grundanschauung drohen, ist die für das Konkurrenzausschreiben und die darauf oder parallel daneben gelieferten Arbeiten nicht die schlimmste. Viel schlimmer scheint mir die Gefahr zu sein, die in einer so absolutistischen Gestaltung des religiösen Bedürfnisses begründet ist, wie sie Herrmann als das allein anerkennenswerte und zu erstrebende Ziel der Arbeit des Christen an sich selbst hinstellt. Ich zweifle ja nicht daran, daß Herrmann sich durchaus als Protestant fühlt und das moralische Prinzip der Werkthätigkeit und demgemäß eine kraftvolle politische Ausgestaltung des christlichen Volkes, ohne die eine rechte Werkthätigkeit nicht möglich ist, über alles stellt. Aber gerade jener direkte Weg zum Heil, an den er mit starker Stimme erinnert, birgt die Gefahr, daß wir uns, um nur möglichst rasch das Ziel zu erreichen, zu sehr in die gegebnen Verhältnisse fügen, auch wo sie der kräftigen, normalen Entfaltung unsrer Natur ungünstig und hinderlich sind. Und eine Theologie, die sich in dieser Richtung bewegt, wird, fürchte ich, ihre berufnen Vertreter leicht dazu bringen, daß ihnen das Sichfügen, Dulden, Nachgeben, Verzeihen im Vordergrund steht und, wenn sie zum Volke reden, ihrer Rede Grundgewalt abgeben muß. Hierin aber liegt die Ursache, weshalb das Volk geneigt ist, an der Theologie ein ihm feindliches Element herauszufühlen und sich von ihr abzuwenden. Die Kapuziner, die mit ihren Landsleuten um die Freiheit kämpften, die Puritanerführer, die, praktische Theologen durch und durch, vor ihren freiheitsliebenden Brüdern in die Schlachten ritten, die schweizerischen Reformatoren, ja ich kann es mir nicht versagen, sogar die Hussitenführer mit hereinzuziehen — das alles und was ihnen ähnlich war im Krieg und Frieden, waren Theologen nach dem Sinne des Volkes. Eine Theologie aber, die die Ungerechtigkeit der Welt bestehen läßt und sich darauf beschränkt, in die Wunden, die jene geschlagen hat, den Balsam des Trostes und der Hoffnung zu träufeln, wird die Sympathie des Volkes nie genießen. Und das Volk soll die Theologie nicht kränken. Denn vom Volke gilt das Lob, das neben dem Tadel fast bescheiden verschwindet, den Jesus über die ausspricht, die sich von ihm absondern in Geiz und Habsucht, in Matthäus 19, 23 f.

Adolf Perino

Verschiedenes

Die jüngsten und die ältesten Verbrecher. Nebst Lebensbeschreibung eines Zuchthaussträflings nach dessen eignen Aufzeichnungen. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Von Hugo Heim. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1897. 223 S. 2,50 Mk.

Ein äußerst empfehlenswertes Buch, reich an Belehrung für alle, die sich für die immer brennender werdende Verbrecherfrage interessiren und an der Lösung dieser im höchsten Sinne „sozialen" Frage mitzuarbeiten berufen fühlen. Der Verfasser, jetzt evangelischer Pfarrer in Lennep, früher Strafanstaltsgeistlicher in Werden an der Ruhr, möchte seine Schrift betrachtet sehen als „eine Abschieds- und auch eine Dankesgabe für die reiche Anregung und tiefe innere Förderung," die er während seiner frühern Thätigkeit empfangen hat. Das stets

aus dem Vollen schöpfende und von einer warmen Teilnahme an dem traurigen Los der Unglücklichen zeugende Buch will „zum Kampf gegen das Verbrechen aufrufen, aber in diesem Kampfe soll die bewahrende und rettende Liebe das vornehmste Rüstzeug sein. Der Verfasser möchte für das, was er an den Gefangnen gelernt hat, ihnen dadurch danken, daß er „auch diejenigen Kreise, die der Gefangnensache bisher ohne Anteilnahme gegenüberstanden, zur Rettung der Unglücklichen aufruft."

Das Buch zerfällt seinem Titel entsprechend in drei Teile: 1. Lebensbeschreibung eines Zuchthaussträflings nach dessen eignen Aufzeichnungen, 2. die jüngsten und 3. die ältesten Verbrecher. Der erste Teil enthält unter der Ueberschrift: Wie aus einem Kinde ein Verbrecher wurde — eine äußerst frisch und fesselnd geschriebne Schilderung der in ihren Ursachen und in ihrem weitern Verlaufe geradezu typisch zu nennenden Laufbahn eines Verbrechers. Der Held der Erzählung gerät infolge verwahrloster Jugend und gefährlichen Umganges schon früh auf die abschüssige Bahn, das Gefängnis wird ihm, je öfter er dessen Bekanntschaft macht, nicht eine Besserungsanstalt, sondern eine Hochschule des Verbrechens, er sinkt immer tiefer, aus dem Dieb wird ein Straßenräuber und gefährlicher Einbrecher und schließlich ein Mörder. Die von dem Verfasser mit großem Geschick zu einem lebensvollen Gemälde verarbeiteten Aufzeichnungen eines Zuchthaussträflings werfen interessante Schlaglichter auf das uns so fremde Leben und Treiben, die Anschauungen und die Sprache der Verbrecherwelt, zeigen uns die Raffinirtheit, mit der die Verbrechen vorbereitet und ausgeführt werden, die mannichfachen Helfershelfer und Durchstechereien, die gefährlichen im Gefängnis geknüpften Beziehungen und allerhand Andres, wovon unsre Schulweisheit sich nichts träumen läßt.

Im engen Zusammenhang mit dieser ernsten Erzählung steht der zweite Teil, der von den jüngsten Verbrechern handelt. An der Hand reichen statistischen Materials weist der Verfasser nach, daß die unverbesserlichen Verbrecher schon in früher Jugend den Weg des Verbrechens betreten haben und daß die Kriminalität der Jugend sich von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise steigert. Dem gegenüber müsse man zunächst auf gesetzlichem Wege dahin wirken, „die strafbar gewordnen Jugendlichen vor dem Gefängnisse mit seinen verderblichen und entehrenden Einflüssen zu bewahren und sie anstatt dessen in geeignete Erziehung zu bringen." Vor allem aber müsse man der Entstehung eines jugendlichen Verbrechertums prophylaktisch entgegenwirken. Hier betont der Verfasser zunächst energisch, daß die Entlassung aus der Volksschule und dem kirchlichen Unterricht erst mit dem fünfzehnten Jahre stattfinden dürfe, und daß sich an die Volksschule die obligatorische unentgeltliche Fortbildungsschule mit obligatorischem Religionsunterricht und zwar nicht in den späten Abendstunden, sondern zum mindesten in Nachmittagsstunden anschließen müsse. Ganz besonders aber müsse dem Uebel an die Wurzel gegriffen und der Erziehung der verwahrlosten Jugend eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Er weist hin auf den statistisch nachgewiesenen verderblichen Einfluß der Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder, sowie auf die in vielen Fällen verpestende Atmosphäre des elterlichen Hauses. Die gesetzlichen Bestimmungen, die die Kinder durch Zwangserziehung vor ihren eignen Eltern schützen sollen, findet er in jeder Weise ungenügend und sieht vorläufig in einer gesteigerten Thätigkeit der Erziehungsvereine die einzige Rettung.

Der dritte Teil endlich beschäftigt sich mit den ältesten Verbrechern, worunter in erster Linie die alt gewordnen jüngsten Verbrecher zu verstehen sind. Diese werden eingeteilt in professionirte willensstarke und in kraft- und willenslose Gewohnheitsverbrecher. Beide gehören zu den sozial „Unverbesserlichen," aber die Forderungen, die ihnen gegenüber vom christlichen Standpunkt aus zu stellen sind, sind nicht nur Rettung und Bewahrung der Gefallenen, sondern auch Sicherung der Allgemeinheit. Der Verfasser weist nach, daß mit den bisherigen Maßregeln sich eine Besserung des Verbrechertums nicht hat erreichen lassen. „Im Gegenteil! Die Statistik sagt uns, daß die Zahl der zu dieser Kategorie gehörenden Verbrecher in den letzten Jahren nicht nur stetig, nicht nur erheblich, sondern ganz ungeheuer zugenommen hat." Unter den vorgeschlagnen Reformen verspricht sich der Verfasser von einer Verschärfung der Haft wenig oder gar nichts, wohl aber von ihrer Verlängerung, und zwar von einer Detention auf unbestimmte Zeit. Deportation, die hier und da vorgeschlagen wird, hält er für unbedingt gefährlich. Wohl aber regt er den Vorschlag an, von den auf unbestimmte Zeit Detinirten einen Teil, nämlich die energielosen Gewohnheitsverbrecher, zur Kolonisation im eignen Vaterlande, zur Kultivirung der Moore zu verwenden.

Möge der kräftige Appell an das Gewissen der Christenheit, mit dem er sein Buch schließt, seine Wirkung nicht verfehlen: „Religiöse, sittliche und soziale Rücksichten drängen zum Handeln. Ueber die Einzelheiten des Vorgehens wird man sich noch verständigen müssen. Aber das Ziel wird dasselbe bleiben: Erziehung der jüngsten, Sicherung und Unschädlichmachung der ausgereiften ältesten Verbrecher."

Hupfeld

Verantwortlicher Herausgeber:

D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 4 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. Februar 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Theologische Wissenschaft und Volksschule."

Magdeburg: Vierteljahrs-Versammlung, 2. Februar 1898, 3 Uhr nachmittags, Wuthes Hofbräu (Hasselbachstraße 1): „Die christliche Lehre vom Eigentum in Theorie und Praxis."

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Um den geehrten Abonnenten der „Christlichen Welt" und der „Chronik der christlichen Welt" das Aufbewahren der einzelnen Nummern bis zum Einbinden zu erleichtern, werden die Einbanddecken zu den laufenden Jahrgängen fortan schon zu Beginn des Jahres angefertigt. Dadurch wird die Decke zugleich eine Sammelmappe.

Vom laufenden Jahrgange ab stehen außer den Einbanddecken für die „Christliche Welt" allein und für beide Zeitschriften zusammen auch solche für die „Chronik" allein zur Verfügung.

Um baldige Aufgabe der Bestellungen wird gebeten.

Zwei oder drei junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme in der gesunden und schön gelegenen Villa eines höheren Offiziers in **Wernigerode a. H.** Gelegenheit zur Fortbildung in allen Fächern, sowie Anleitung zu wirtschaftlicher Beschäftigung ist vorhanden. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer **Foerster** in Frankfurt a. M.

Für eine langjährige Krankenpflegerin, vorzüglich bewährt, suche ich Stellung, am liebsten bei alleinstehender Dame.

Frau Dr. **Pfleiderer**, Schussenried, Württemberg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

57. Jahrgang

Preis: vierteljährlich 9 Mark

Post-Zeitungs-Nr. 3063

Die Grenzboten sind nach jeder Richtung hin unabhängig, sie huldigen keiner Partei und keinem Dogma, weder einem religiösen noch einem politischen noch einem sozialen. Woran sie mitarbeiten wollen, das ist die Größe und das Glück des Vaterlandes. Diese aber sind unzertrennlich verbunden mit der nationalen monarchischen und christlichen Grundlage unsrer Zustände. Die Grenzboten erkennen es gegenwärtig als die wichtigste Aufgabe, den gewaltigen Kräften des deutschen Volkes einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen, also Weltpolitik im richtigen Sinne des Wortes zu betreiben. Sie treten für jede mögliche Verbesserung in der Lage der handarbeitenden Klassen ein, ohne zu verkennen, daß eine Beseitigung aller Übelstände in unsrer nun einmal unvollkommnen Welt nicht möglich ist, und daß für die große Masse der Menschen die harte körperliche Arbeit notwendig ist, wenn unsre Kultur bestehen soll. Sie sehen in dem Staate nicht eine Zwangsanstalt, sondern das zur Macht geeinte Volk, die ursprünglichste und umfassendste aller menschlichen Institutionen. Sie wollen in Kunst und Dichtung eine gesunde Fortentwicklung, die den Eigentümlichkeiten unsrer Zeit gerecht wird; aber die Neigung, alle alten Ideale aufzuheben und alle ästhetischen Werte umzuwerten, lehnen sie als eine anspruchsvolle Verirrung ab. Sie halten fest an dem Stolze und an der frohen Zuversicht auf eine große Zukunft unsers Volkes, aller jämmerlichen Reichsverdrossenheit und allem schwarzgalligen Pessimismus zum Trotze.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Von

D. K. Sell,

Professor der Theologie in Bonn,

sind in der

Zeitschrift für Theologie und Kirche

folgende Abhandlungen erschienen:

Der Wunderglaube der Gemeinden und das Gewissen des evangelischen Geistlichen. (II. Jahrg., 6. Heft.)

Zur Kirchenfrage. Ueber evangelischen Gebrauch von kirchlichen Formeln, insbesondere von Glaubensbekenntnissen. (III. Jahrg., 2. Heft.)

Forschungen der Gegenwart über Begriff und Entstehung der Kirche. (IV. Jahrg., 5. Heft.)

Der Ursprung der urchristlichen und der modernen Mission. (V. Jahrg., 6. Heft.)

Von

D. E. Troeltsch,

Professor der Theologie in Heidelberg,

sind in der

Zeitschrift für Theologie und Kirche

folgende Abhandlungen erschienen:

Die christliche Weltanschauung und die wissenschaftlichen Gegenströmungen. (III. Jahrg., 6. Heft; IV. Jahrg., 3. Heft.)

Die Selbständigkeit der Religion. (V. Jahrg., 5. Heft; VI. Jahrg., 1. und 2. Heft.)

Geschichte und Metaphysik. (VIII. Jahrg., 1. Heft.)

Von

D. W. Herrmann,

Professor der Theologie in Marburg,

sind in der

Zeitschrift für Theologie und Kirche

folgende Abhandlungen erschienen:

Die Buße des evangelischen Christen. (I. Jahrg., 1. Heft.)

Religion und Sozialdemokratie. (I. Jahrg., 4. Heft.)

Der geschichtliche Christus der Grund unseres Glaubens. (II. Jahrg., 3. Heft.)

Ergebnisse des Streites um das Apostolikum. (IV. Jahrg., 4. Heft.)

Von

D. J. Kaftan,

Professor der Theologie in Berlin,

sind in der

Zeitschrift für Theologie und Kirche

folgende Abhandlungen erschienen:

Theologie und Kirche. (I. Jahrg., 1. Heft.)

Glaube und Dogmatik. (I. Jahrg., 1. Heft.)

Was ist schriftgemäß? (III. Jahrg., 2. Heft.)

Christentum und Wirtschaftsordnung. (III. Jahrg., 3. Heft.)

Der evangelische Glaube und die kirchliche Ueberlieferung. (III. Jahrg., 6. Heft.)

Die Selbständigkeit des Christentums. (VI. Jahrg., 5. Heft.)

Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. (VII. Jahrg., 1. Heft.)

Erwiderung auf „Geschichte und Metaphysik" von Troeltsch (s. oben, VIII. Jahrg., 1. Heft.)

Preis des einzelnen Heftes M. 1,50.

Preis des ganzen Jahrganges von 6 Heften M. 6.—.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Gesammelte Schriften von R. Wimmer

In zwei Bänden.

Subskriptions-Ausgabe.

Erster Band.

I. Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen.
II. Nachträge zu: Im Kampf um die Weltanschauung.
Den Kindern gehört das Himmelreich
Der Gott des Gesetzes und unser Gebet } (Weg zum Frieden).
Das Christentum.
Zur Lehre vom sittlichen und religiösen Leben.
Die Aufgabe der freien Theologie in der evangelischen Kirche (Weg zum Frieden).
Die biblischen Wundergeschichten:
1. Christentum und Wunder.
2. Wundergeschichten des Neuen Testaments.
III. Bilder aus der Menschenwelt.

Zweiter Band.

IV. Liebe und Wahrheit.
V. Gedanken und Beobachtungen.
VI. Inneres Leben.
Anhang: Kleines evangelisches Gebetbuch. Krankentrost.

Die Gesammelten Schriften erscheinen in 8 Lieferungen à M. 1.—. Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben. Abnahme der ersten verpflichtet zur Abnahme aller folgenden. Nach Erscheinen der letzten Lieferung tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.
Erschienen sind Lieferung 1 und Lieferung 2. Die übrigen Lieferungen folgen rasch aufeinander.

Preßstimmen.

Eine Ausgabe der Gesammelten Schriften von R. Wimmer, von welchen die 1. Lieferung soeben erschienen ist, begrüßen wir mit ganz besonderem Vergnügen. Sie ist uns ein Beweis, daß Gutes und Gediegenes immer noch Anhänger und Verehrer findet. Mit der Schrift „Im Kampf um die Weltanschauung" hat einst Wimmer ungenannt und unbekannt den Büchermarkt betreten; jetzt hat er schon eine ansehnliche Gemeinde um sich versammelt, die dankbar jede Gabe annimmt aus seiner Hand, weil jeder im voraus weiß: hier finde ich etwas, woran ich Geist und Gemüt erquicken kann. . . Freilich nur Menschen, die ein inneres Leben führen, und die dabei eine ehrliche Ausgleichung suchen zwischen Vernunft und Religion, die beides besitzen: den Mut des Denkens und die Demut des Glaubens — nur sie werden in dem Verfasser ihren Führer anerkennen. Aber für sie, die ernsten, suchenden, frommen Seelen kann er auch eine Art Thomas a Kempis werden und sein „Kampf um die Weltanschauung" oder „Inneres Leben" ein „Büchlein von der Nachfolge Christi" für den modernen Menschen. Derartige kleine Erbauungsschriften haben in unsern Augen einen viel größern Wert als ganze große Predigtsammlungen. (Deutsches Protestantenblatt 1897, Nr. 50.)

Die religiösen Abhandlungen Wimmers sollen in zwei Sammelbänden veröffentlicht werden. Sie verdienen es ganz gewiß, nicht nur wegen der vornehmen Eigenart des Verfassers, sondern auch wegen des bedeutenden Inhalts: es sind brennende Fragen, die in durchaus ehrlicher, ernster und besonnener Weise beleuchtet werden. Aber was uns schließlich geboten wird, ist neurationalistisches Christentum ohne den lebendigen Mittelpunkt, ohne die Thorheit des Kreuzes. Die Art Wimmers wird Suchenden und Zweifelnden ein sicherer Führer sein können, aber nicht in das Allerheiligste. Immerhin glauben wir, daß Wimmers Schriften vielen, die ferne stehen, von bleibendem Segen sein werden. Und so stehen wir nicht an, sie zur Belehrung, Erbauung und Nachachtung zu empfehlen. (Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage, 1897, Nr. 148.)

Unter den wenigen religiösen Schriftstellern der Gegenwart, die mit unerbittlicher kritischer Sonde und doch mit warmem, innig-frommem Sinn an die ernstesten Glaubensfragen herantreten, hat mit Recht keiner einen so weiten Kreis von Anhängern sich erworben wie Wimmer. Dort, wo schon längst keine Predigt mehr das Ohr erreichte, regt Wimmers „Im Kampf um die Weltanschauung" von neuem an, religiöse Fragen in aller Vorurteilslosigkeit und mit dem ganzen Ernste nachzudenken, den sie verdienen, und dort, wo die Frömmigkeit scheinbar keiner besondern Pflege mehr bedarf, weil in ihr der Mensch lebt und webt, ist Wimmers „Kleines evangelisches Gebetbuch" das Büchlein, in das morgens in der Frühe und abends spät noch ein Blick geworfen wird. Diese seltene Gabe, dem suchenden Verstandesmenschen ein verständnisvoller Führer zu sein und dem kindlich frommen Glauben Erbauung zu bieten, führen wir zurück auf die Vereinigung von „Liebe und Wahrheit," die recht bezeichnend die Titelworte von Wimmers jüngster Schrift sind. Den Lehrer werden besonders fesseln „Die biblischen Wundergeschichten," den Leser jeden Standes aber die zuerst in der „Kirche" erschienenen „Bilder aus der Menschenwelt." (Die Kirche 1897, Nr. 49.)
Eine weitere Besprechung findet sich in der „Christlichen Welt" Nr. 49.

Pianinos, Harmoniums,
von M 400.— an. von M 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Geschichten Besessener neuerer Zeit.
Von Justinus Kerner, neu herausgegeben. 45 Pf. in Briefm.
Pfarrverweser K. Lessing, Löwenstein, O.-A. Weinsberg (Württ.)
Notwendig zum Verständnis der Dämonengeschichten des Neuen Testaments.
In Nr. 43 und 44 der Chr. W. war dieses Inserat mit einem Druckfehler aufgenommen worden: es stand R. statt K. Lessing. D. V.

Garantirt reine Schafwollstrickgarne, per gewogenes Pfund von Mk. 1.60 an. Herions Wolle, welche beim Waschen nicht filzt und nicht eingeht, per Pfund Mk. 3.90. Muster stehen gern franko zu Diensten.
H. Herion,
Stuttgart, Königsstr. 18.

ADOLF FUNKE CHRISTLICHES VERSAND-GESCHÄFT REICHENBACH i. V., SACHSEN
Grösste Ersparnisse
durch direkten Bezug!
Herren-Anzugstoffe:
à Meter 2 bis 6 Mk., Anzug (3 Meter) 6 bis 18 Mark.
Portofrei! Proben vorher!

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig
Unter der Presse:
Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 34/35
Der moderne Mensch und das Christentum
Skizzen und Vorarbeiten
I
Von
Arthur Bonus, Adolf Perino
und
Martin Schian

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage, betreffend die Risiko-Versicherung der deutschen Lebensversicherungsgesellschaft „Atlas" in Ludwigshafen a. Rh. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselbe bei dem Verlage der „Christlichen Welt", Leipzig, Querstr. 21, zu reklamieren.